UNIVERSITY OF
ILLINOIS LIBRARY
AT URBANA-CHAMPAIGN
STACKS

Digitized by the Internet Archive
in 2025 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign

https://archive.org/details/aufgabenausgoeth01teet

Aufgaben

aus

deutschen

epischen und lyrischen Gedichten

bearbeitet

von

Prof. Dr. Ferdinand Teetz,
Studiendirektor

Zehntes Bändchen

Aufgaben aus Goethes Gedankenlyrik

Erster Teil

Der Wanderer, Mahomets Gesang, Adler und Taube, Prometheus, Ganymed, An Schwager Kronos, Seefahrt, Grenzen der Menschheit, Harzreise im Winter, An den Mond, Gesang der Geister über den Wassern

---

Dritte verbesserte Auflage

Ver[illegible]artig

C. Bange Verlag
Versandbuchhandlung
8601 Hollfeld/Obfr.
Marienplatz · Telefon 372

Verzeichnis der Sammlungen:

Aufgaben
aus
klassischen Dramen, Epen und Romanen
begründet von
† Dr. H. Heinze und † Dr. W. Schröder,
fortgesetzt bezw. neu bearbeitet von
Prof. Dr. F. Teetz,
Studiendirektor in Bad Oeynhausen.

Aufgaben aus der deutschen Prosalektüre
zusammengestellt von
Ober-Schulrat Prof. **H. Prohasel** und Studiendirektor **J. Wahner.**

Altdeutsche Dichtungen, H. 31.
Arndt E. M., Gedichte ... T. 11/1.
Freytag, Fabier, 2. Aufl. H. 25.
Romane. 3. Aufl. ..... H. 9.
Goethe, Dichtung u. Wahrh. P. 3.
Egmont, 7. Aufl. ..... H. 4.
Gedichte, 2. Aufl.
Adler und Taube ..... T. 10/1.
Amor als Landschaftsmaler T. 10/2.
Ballade v. vertrieb. u. zurückkehr. Grafen ... T. 8/2.
Blümlein Wunderschön T. 8/2.
Dauer im Wechsel ..... T. 10/2.
Eckart, getreue ..... T. 8/2.
Epilog zu Schill. Glocke . T. 10/2.
Erlkönig ..... T. 7/1.
Euphrosyne ..... T. 10/2.
Fischer ..... T. 7/1.
Ganymed ..... T. 10/1.
Gesang d. Geister über den Wassern ..... T. 10/2.
Glocke, wandelnde ..... T. 8/2.
Göttin, meine ..... T. 10/2.
Göttliche, das ..... T. 10/2.
Grenzen der Menschheit T. 10/1.
Hans Sachsens poetische Sendung ..... T. 7/1.
Harzreise im Winter ... T. 10/1.
Heidenröslein ..... T. 7/1.
Hochzeitslied ..... T. 8/2.
Ilmenau ..... T. 10/2.
König in Thule ..... T. 7/1.
Legende vom Hufeisen . T. 8/2.
Mahomets Gesang ..... T. 10/1.
Goethe, Mond, an den .. T. 10/1.
Nektartropfen, die ..... T. 10/2.
Prometheus ..... T. 10/1.
Sänger, der ..... T. 7/1.
Schatzgräber, der ..... T. 8/2.
An Schwager Kronos .. T. 10/1.
Sebus, Johanna ..... T. 8/2.
Seefahrt ..... T. 10/1.
Totentanz ..... T. 8/2.
Wanderer ..... T. 10/1.
Zauberlehrling ..... T. 8/2.
Zuneigung ..... T. 10/2.
Götz v. Berlichingen 8. Aufl. H. 4.
Hermann und Dorothea 9. Aufl. ..... H. 6.
Iphigenie auf Tauris 8. Aufl. ..... H. 5.
Italienische Reise ..... P. 3.
Prosa ..... P. 3.
Torquato Tasso 5. Aufl. H. 11.
Werthers Leiden ..... P. 3.
Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahre ... P. 3.
Grillparzer, König Ottokars Glück und Ende H. 21.
Sappho. 3. Aufl. ..... H. 17.
Traum ein Leben, 2. Aufl. H. 21.
Vlies, das goldene. 3. Aufl. H. 17.
Weh dem, der lügt. 2. Aufl. H. 21.
Gudrunlied ..... H. 26.
Hebbel, Nibelungen .... H. 28.
Herder, Der Cid. 3. Aufl. H. 29.
Kleine Schriften ..... P. 6.
Heyse, Colberg ..... H. 25.

Preisangabe am Schlusse des Verzeichnisses.

Aufgaben

aus

deutschen

epischen und lyrischen Gedichten

bearbeitet

von

Prof. Dr. Ferdinand Teetz,

Studiendirektor

Zehntes Bändchen

Aufgaben aus Goethes Gedankenlyrik

Erster Teil

Der Wanderer, Mahomets Gesang, Adler und Taube, Prometheus, Ganymed, An Schwager Kronos, Seefahrt, Grenzen der Menschheit, Harzreise im Winter, An den Mond, Gesang der Geister über den Wassern

---

Dritte verbesserte Auflage

Leipzig

Verlag von Ed. Wartig

Druck von W. Hoppe, Borsdorf-Leipzig.

DT 299
1924
v.1

Frau M. S . . . . . .

in

herzlicher Verehrung und Zuneigung

gewidmet.

Aus dem Vorwort zur ersten Auflage.

Bei der Bearbeitung der vorliegenden „Aufgaben aus Goethes Gedankenlyrik" bin ich, wie der Benutzer leicht erkennen wird, bezüglich der Gliederung der Gedichte meist ganz neue Wege gegangen, angeregt durch das geistvolle Buch von Litzmann, „Goethes Lyrik, Erläuterungen nach künstlerischen Gesichtspunkten. Ein Versuch." Der Einblick in die Gliederung bildet für die Gedankenlyrik Goethes stets die Grundlage des Verständnisses; bei den meisten Gedichten deckt sich Gliederung mit Erläuterung ohne weiteres. — Die Einleitungen bringen gewöhnlich die innern und äußern Veranlassungen zu den betreffenden Gedichten — entsprechend dem Wesen dieser als der „Bruchstücke einer großen Konfession".

Die Lieder aus „Wilhelm Meister" blieben unberücksichtigt, weil die Ausgaben aus ihnen bereits in der Sammlung von Prohasel-Wahner, Aufgaben aus Goethes Prosa, Leipzig, Engelmann, bequem zugänglich gemacht worden sind.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die vorliegende zweite Auflage enthält — hauptsächlich im Anschluß an die trefflichen Bücher von A. Biese, Bielschowsky, Heinemann und Eugen Wolff — eine Reihe von Verbesserungen und Ergänzungen unter Fortlassung einiger Aufgaben, die sich als weniger passend erwiesen haben. Die Änderungen werden hoffentlich das Hilfsmittel noch geeigneter machen für die Benutzung bei der schulmäßigen Besprechung der einzelnen Gedichte. — Der anschwellende Stoff bedingte die Teilung des Bändchens in zwei Hefte; dem zweiten derselben, das gleichzeitig mit dem ersten in Druck geht, sind außer den Aufgaben aus „Gesang der Geister über den

Wassern", „Das Göttliche", „Meine Göttin", „Die Nektartropfen", „Ilmenau", „Zueignung", „Amor als Landschaftsmaler", „Euphrosyne", „Dauer im Wechsel" und „Epilog zu Schillers Glocke" auch die zusammenfassenden Aufgaben zugewiesen worden, auch solche, die nicht alle Gedichte, sondern nur einen Teil der Gedankenlyrik Goethes berücksichtigen.

Durch Übernahme der Revisionen hat mich mein Kollege, Herr Oberlehrer Pauckert, zu herzlichem Dank verpflichtet.

Bad Oeynhausen, im Februar 1912.

Dr. Teetz.

Vorwort zur dritten Auflage.

In der neuen Auflage ist manches gekürzt, manches erweitert worden. Zu einer völligen Umarbeitung lag keine Veranlassung vor.

Bad Oeynhausen, im Okt. 1924.

Dr. Teetz.

Hilfsmittel.

Ausgaben:

Heuwes, Goethes lyrische Gedichte.
Kern, Goethes Lyrik.
Lorentz, Goethes Gedankenlyrik.
Matthias, Goethes Gedankenlyrik.
Zimmermann, Goethes Gedichte.
Goethes Gedichte, herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Baden.
Goethes Werke, Vollständgie Ausgabe mit Einleitungen und Anmerkungen sowie einem Gesamtregister herausgegeben van Karl Alt u. a. (Goldene Klassikerbibliothek — Deutsches Verlagshaus Bong & Co. —).

Kommentare:

„Aus deutscher Dichtung", V. (AdD.)
Düntzer, Goethes Gedichte.
Gude, Erläuterungen.
Leimbach, Ausgewählte deutsche Dichtungen.
Litzmann, Goethes Lyrik.
Joh. Meyer, Einführung in die deutsche Literatur.
Schmidt, Einführung in die Ästhetik der deutschen Dichtung.
Viehoff, Goethes Gedichte.
Wolff, Der junge Goethe.

Einzelschriften:

A. Biese, Pädagogik und Poesie.
Cleve, Beitrag zur Behandlung von Goethes Gedicht „Mahomets Gesang". Progr. Schwedt, 1908.
Corvinus, „Goethes Herbstgefühl". Progr. Braunschweig, 1878.
Fielitz, Eine Untersuchung zu Goethes Gedicht „Ilmenau". Progr. Pleß, 1893.
Grosse, Zur Erklärung von Goethes Gedicht „Das Göttliche". Progr. Königsberg i. Pr., 1892; gesondert erschienen Berlin 1902.
Lehrproben und Lehrgänge. (LL.) Halle a/S.
Lorenz, Goethes Lyrik. Progr. Kreuzburg O.-S., 1893.

Schurig, Aus dem deutschen Unterricht der Prima. Progr. Hörter, 1908.
H. A. = Herrigs Archiv.
Z. f. D. = Zeitschrift für Deutschkunde (für deutschen Unterricht).
Z. f. ö. G. = Zeitschrift für österreichische Gymnasien.

Aufsatzbücher:

Cholevius-Weise, Dispositionen und Materialien.
Dorenwell, Der deutsche Aufsatz, III.
Fisch, Deutsche Aufsätze.
Haehnel, Zweihundert Entwürfe.
Hartung, Themata zu deutschen Ausarbeitungen.
Haselmayer, Neues Aufsatzbuch.
Hodermann, Dispositionen.
Hoffmann, Materialien und Dispositionen, I—II.
Jonas, Aufsätze für die Oberklassen höherer Schulen.
Kiy, Themata und Dispositionen zu deutschen Aufsätzen.
Klaucke-Lehmann, Deutsche Aufsätze.
Leuchtenberger, Dispositionen, I—II.
Th. Matthias, Aufsätze aus Oberklassen.
Möbius, Stoffe zu deutschen Stilübungen.
Niemeyer, Deutsche Aufsatz-Entwürfe.
Normann, Neue Materialien zu deutschen Stilübungen für mittlere Klassen.
Paulstadt, Entwürfe.
Rudolf, Praktisches Handbuch f. d. U. in d. Stilübungen, IV.
Schrammen, Deutsches Aufsatzbuch.
Schultz-Matthias, Meditationen.
Straub, Aufsatz-Entwürfe.
Tschache, Themata zu deutschen Aufsätzen.
Wunderer, Meditationen und Dispositionen.

Biographien:

Bielschowski, Goethe, Sein Leben und seine Werke.
Gundolf, Goethe.
Heinemann, Goethe.
Schaefer, Goethes Leben.
Menge, Geschichte der deutschen Literatur.

Spezialschriften sind an Ort und Stelle angegeben.

Inhaltsverzeichnis.

I. Der Wanderer (1771).

1. Die Gliederung 1
2. Dieselbe Aufgabe 7
3. Die dramatischen Elemente des Gedichtes 9
4. Die Gegensätze in den Lebensanschauungen der Personen und die Umstimmung des Wanderers 12
5. Die Kunstmittel der Darstellung 13

Aufgaben zur Auswahl 13

II. Mahomets Gesang (1772 oder 1773).

1. Die Gliederung 14
2. Der bahnbrechende Genius 17
3. Der Lauf eines großen Stromes, ein Bild der Entwicklung, Wirksamkeit und Bedeutung großer, epochemachender Persönlichkeiten 21
4. Das Leben, ein Strom 32
5. „Mohameths Gesang" und „Mächtiges Überraschen", zwei Bekenntnisse des Glaubens Goethes an seine Sendung 33

Aufgaben zur Auswahl 36

III. Adler und Taube (1772/73).

1. Erläuterung und Gliederung 37
2. Die Idee des Gedichtes 39
3. Inwiefern lassen sich Goethes „Adler und Taube" u. Rückerts „Die wilde und die zahme Ente" als Gegenstücke auffassen? 47

Aufgaben zur Auswahl 49

IV. Prometheus (1774).

1. Gedankengang und Gliederung 47
2. Der Prometheus „Mythos" 53

Aufgaben zur Auswahl 54

V. Ganymed (1774).

1. Die Gliederung 55
2. Die Konzeption und die Entstehung des Gedichtes 57

Aufgaben zur Auswahl 60

Seite

VI. An Schwager Kronos (1774).

1. Die Gliederung 60
2. Erklärung der Allegorie 62
   Aufgaben zur Auswahl 63

VII. Seefahrt (1776).

1. Die Gliederung 64
2. Gliedernde Erläuterung 66
3. Inhalt und Bedeutung 68
   Aufgaben zur Auswahl 69

VIII. Grenzen der Menschheit (1776?).

1. Die Gliederung 69
2. Der Gedankengang 72
3. Die Gegensätze des Gedichtes zum „Prometheus“ 76
   Aufgaben zur Auswahl 77

IX. Harzreise im Winter (1777).

1. Gedankengang und Gliederung 78
2. Aufbau und Gedankengang 34
   Aufgaben zur Auswahl 88

X. An den Mond (1778 und 1786).

1. Die Gliederung 89
2. Der Gedankengang 93
3. Die Mondnacht in der Ilias und in Goethes eGdicht 95
   Aufgaben zur Auswahl 97

XI. Gesang der Geister über den Wassern. (1779)

1. Die Gliederung 97
2. Dieselbe Aufgabe 103
3. Dieselbe Aufgabe 104
4. Wie hat man sich den Vergleich im einzelnen weiter ausgeführt zu denken? 106
5. „Seele des Menschen;
   Wie gleichst du dem Wasser;
   Schicksal des Menschen,
   Wie gleichst du dem Wind!“ 113
6. Des Menschen Seele
   Gleicht dem Wasser 114

I. Der Wanderer.

(1771.)

1. Die Gliederung.

A.

Als Goethe mit „Freund Weyland", der eine ausgebreitete Bekanntschaft und Verwandtschaft im Lande hatte — u. a. war er verschwägert mit dem Pfarrer Brion zu Sesenheim —, von Straßburg aus zu Johannis einen Ritt nach dem untern Elsaß und dem nördlichen Lothringen unternahm, berührte er die Gegend von Niederbronn. „Hier in diesen von den Römern schon angelegten Bädern umspielte mich der Geist des Altertums, dessen ehrwürdige Trümmer in Resten von Basreliefs und Inschriften, Säulen-Knäufen und -Schäften mir aus Bauerhöfen, zwischne wirtschaftlichem Wust und Geräte, wundersam entgegenleuchteten" (D. u. W., Werke Bd. XXIII, S. 361); sie lieferten nicht lange nachher, als seien Phantasie auf diese Berührung mit Resten der antiken Kunst reagierte, den fein abgestimmten Hintergrund zu seinem „Wanderer":*) Hinter den Ruinen der antiken Kunst taucht vor seinem Auge das humanistische Lebensideal der Antike verkörpert auf, und seine Phantasie zeichnet ein Stück Leben von antiker Natürlichkeit, Einfalt und Naivität in die Umrisse der antiken Ruinen hinein.

Das Gedicht ist, wie durch Briefe von Karoline Flachsland an ihren Bräutigam Herder bewiesen wird, bereits vor Goethes Aufenthalt in Wetzlar entstanden; im Darmstädter Freundes- und Freundinnenkreise („der Gemeinschaft der Heiligen") wurde es mit Begeisterung aufgenommen, und als der Dichter bald nach Abfassung des Gedichtes in Wetzlar Lotte Buff nahetrat, vermeinte seine Seele eine wiederholte Spiegelung des eben gezeichneten Idylls zu erfahren. Als es im Jahre 1773 im Göttinger Musenalmanach erschien, schrieb der Dichter an Kestner u. a.: „Du wirst unter der Allegorie Lotten und mich, und was ich so hundertmal bei

*) „Goethe will von Neubronn über Reichshofen und Hagenau einen Besuch im Pfarrhaus zu Sesenheim abgestattet haben; aber wir wissen, daß er erst einige Monate später in das denkwürdige Haus kam." Bielschowsky I, S. 102.

ihr gefühlt, erkennen." Den Schauplatz hatte er vom Elsaß in die kampanische Gebirgsgegend unweit Neapels verlegt, — mit einer so charakteristischen Lokalzeichnung, daß der junge Felix Mendelssohn, dem die frühe Entstehung unbekannt war, in einem aus Neapel an Zelter gerichteten Briefe vom 7. Mai 1831 behauptete, von dem Gedichte „das Lokal aufgefunden zu haben", und zwar zwischen Pozzuoli und Bajä".*)

B.

Die Gliederung.

I. In zusammenhängender Darstellung.

1. Die durch den Inhalt bedingte Form.

Das Gedicht ist lyrischen Charakters; es enthält den unser Gemüt bewegenden Gedanken, daß der Mensch wohl allein in dem Ideal des Guten, in Liebe und Hingebung — selbst in ihrer schlichtesten Einfachheit, fern von allem Verständnis für die Welt des Wahren und Schönen — (wie die Frau), nicht aber in Kunst und Wissenschaft allein (wie der Wanderer) wahrhaftes Glück und vollen Frieden finden kann. Dieser Gedanke ist aber nicht als ein fertiger, sondern als ein werdender dargestellt: er entsteht dem wissenschaftlich und künstlerisch gebildeten Wanderer durch sein zufälliges Zusammentreffen mit der schlichten, natürlichen Frau. Daher die dramatische Form, ohne daß das Gedicht deshalb ein eigentliches Drama wäre, da es einer durch ihre Mittel und Zwecke interessierenden, sittlich zu beurteilenden Handlung entbehrt. Die Handlung, die darin besteht, daß der Wanderer mit der jungen Frau den Pfad hinauf zur Hütte geht, diese dem Wanderer Wasser schöpft, er unterdessen den Knaben in Obhut nimmt und dann sich verabschiedet, hält das Ganze nur rein äußerlich zusammen, ist demnach ein durchaus sekundäres Element.

2. Die durch die Form bedingte Gliederung.

Mit Rücksicht auf die dramatische Form lassen sich fünf Teile unterscheiden, die den Charakter einer Einleitung, steigenden Handlung, Höhe nebst Umschwung, fallenden Handlung und Katastrophe an sich tragen.

Vers 1—25 bilden das einleitende Gespräch; wir lernen die Personen, das Grundgefüge ihrer verschiedenartigen Charaktere als die Voraussetzung des im folgenden vorgeführten Ideenganges kennen: ein einsamer Wanderer trifft eine junge Mutter;

---

*) Goethe, dem Zelter kurz vor des Dichters Tode dies mitteilte, antwortete, daß das Gedicht im Jahre 1771, also viele Jahre vor seiner italienischen Reise, geschrieben sei. „Das aber sei der Vorteil des Dichters, daß er vorausahne und wert halte, was der die Wirklichkeit Suchende, wenn er es im Dasein finde und erkenne, doppelt lieben und höchlich sich daran erfreuen müsse."

die neugierige Frage nach dem Gewerbe des Wanderers und ihre Vermutung, er sei ein Handelsmann, der Waren von Haus zu Haus feilbiete, sind charakteristisch für die schlichte Herzenseinfalt und kindliche Harmlosigkeit der jungen Frau, die von dem innern Leben des begeisterten Kunstfreundes nicht die leiseste Ahnung hat, da sie keine andern Sorgen als die für den Lebensunterhalt kennt. Trotz dieses Gegensatzes der beiderseitigen Weltanschauungen erregt die zutrauliche, dienstbereite, liebevolle Frau und Mutter in dem Wanderer eine stetig wachsende, für die nachherige Annäherung beider Weltanschauungen bedeutsame Teilnahme (charakterisierenden Akkord!), die ihren Höhepunkt erreicht in dem warmen Ton, mit dem der Künstler die Frau in den Worten „Liebes junges Weib" anredet. Die Forderung der Frau, hinaufzugehen zu der Hütte, bildet gewissermaßen das erregende Moment: der Pfad, den der Wanderer betritt, ist ja besät mit Trümmern einstiger Kunstentfaltung, die Hütte, in der die Frau wohnt, ist ein ehemaliger Tempel.

An diese Einleitung reiht sich die weitere dramatische Entwicklung (V. 26—150).

V. 26—54 führen die erste Stufe der Steigerung, den wachsenden Gegensatz der beiden Weltanschauungen vor: Kultur und Natur geraten in schärfsten Widerstreit miteinander. Der Wanderer bleibt sinnend bei den Trümmern eines antiken Bauwerkes stehen, an denen der Weg vorüberführt, — die Eindrücke, die die Reste alter Kunst hervorbringen, sind in ständiger Steigerung begriffen: von Menschenhand gefügte Steine, ein moosbedeckter Architrav, eine unleserliche Inschrift und endlich, um sein Erstaunen auf den Höhepunkt zu führen, die Tempeltrümmer mit drei noch stehenden Säulen. Er vergißt darüber die Frau und sein Verlangen, zu trinken. Natur und Gegenwart treten völlig zurück. Die junge Frau dagegen, als Vertreterin der bewußtlos schönen Natur, hat für nichts andres Sinn und Auge als für die Gegenwart, für die notwendigen Bedürfnisse des täglichen Lebens; das wiederholte Drängen der Frau zum Weitergehen, die Frage, ob der Jüngling die alten Steine anstaune, die Auskunft, daß droben um ihre Hütte noch mehr der Steine seien, vor allem aber die Worte „Das ist meine Hütte" und „Hier zur Seit' hinab quillt der Brunnen, den ich trinke" — als Entgegnung auf die entzückten Ausrufe des Wanderers — charakterisieren aufs trefflichste den schlichten Sinn der Frau, der das gedankenvolle Versenken des Wanderers in Kunst und Altertum völlig unverständlich bleibt.

Die zweite Stufe der Steigerung enthalten die Verse 55—62: die Begeisterung für die Kunst läßt den Wanderer ihren unsterblichen Genius noch lebensvoll über dem Grabe seiner Schöp-

fung, noch in den letzten Trümmern seines Meisterwerkes erkennen: eine elegische Klage, gegen die das Anerbieten der inmitten des praktischen Lebens stehenden und darum selbst praktischen Frau, aus der Hütte ein Schöpfgefäß zu holen, sehr wirksam absticht: je mächtiger und maßloser der Künstler für die Vergangenheit schwärmt, desto unentwegter steht die Frau auf dem Boden der Gegenwart, deren Bedürfnissen sie zielbewußt nachgeht.

Höhe und Umschwung der Stimmung des Wanderers führen dann die Verse 63—106 vor. Der Kunstenthusiast geht in seiner Verblendung so weit, daß er, von tiefem Jammer über das Zerstörungswerk der Natur bewältigt, diese bitter anklagt, daß sie die Zerstörung der Meisterwerke ihres eigenen Meisterstückes, des Menschen, gefühllos beschleunige; wie ihm das Menschenwerk selbst als das Schönste und Herrlichste in der Natur, als ihr Heiligtum gilt, so hat er anderseits für das ihn umgebende üppige Naturleben nur das zusammenfassende, wegwerfende Wort „Disteln" (V. 63—82). — Im Gegensatze hierzu sieht die einfache Frau das Schönste und Herrlichste in der Natur, das Heiligtum ihres Denkens und Fühlens in der Familien- und in der Nächsten-Liebe. Ein- und Ausgang ihrer Entgegnung bildet die liebevolle Sorge um ihr Kind, das Liebste, das sie auf Erden hat. Aber ihr Herz faßt außerdem noch die Sorge um den Nächsten; mit rührender Innigkeit und Teilnahme ist sie bestrebt, dem Wanderer eine Ruhestätte zu bieten, ihn vor den Unbilden des kühlen Wetters zu schirmen (V. 83—89) — Höhe des Spieles und Gegenspieles.

Mit dieser durch den Schmerz entschuldigten Anklage der Natur durch den Wanderer hat deren einseitige Verkennung den Höhepunkt erreicht; nunmehr muß sie einer richtigen Würdigung weichen und dadurch eine Annäherung und schließlich eine Versöhnung der beiden scheinbar unvereinbaren Weltanschauungen geschaffen werden. Dieser Umschwung vollzieht sich in den Versen 90—109. Der Anblick der seinen Armen anspruchslos übergebenen süßen Last lenkt die Aufmerksamkeit des Wanderers von den Trümmern der Vergangenheit ab; ergriffen von der lebendigen Gegenwart des vollblühenden Kindes, das hier über den heiligen Resten des Altertums das Licht der Welt erblickt hat, malt er sich dessen Zukunft aus; für deren Gestaltung entlehnt er aus der lebendigen Natur, für die er eben nur noch Worte vorwurfsvoller Anklage gehabt hat, anmutige Bilder. Bleibt also auch die Begeisterung für die antike Kunst („heilige Vergangenheit"), so treten nunmehr auch Natur und Gegenwart in ihre bislang verkannten Rechte: die Annäherung beider Weltanschauungen ist erfolgt. — Der Wert der bislang verachteten Weltanschauung muß dem Wanderer aber um so deutlicher werden,

als er aus der Gegenrede der zurückkehrenden Frau das innige, natürliche Glück des selbst in seiner Beschränkung zufriedenen Weibes ersieht.

Die endgültige Versöhnung beider führt die fallende Handlung vor: V. 110—150. Nachdem das Verständnis für die Naturschönheit und Familienleben mit Gewalt hervorgebrochen ist, bekehrt sich der Zögling der Kultur aus freudiger Überzeugung zu der einfachen Weltansicht des Naturmenschen. In drei Stufen vollzieht sich der Ausgleich:

1. Zunächst öffnet sich des Wanderers Auge willig der Schönheit der Natur; gleichzeitig preist die Frau ihm das Stillglück des Familienlebens, von dem er sich persönlich überzeugen soll (V. 110—116).

2. Dem Empfinden der Berechtigung solcher Preisrede entspringt — zweite Stufe — die liebevolle Teilnahme an den Lebensverhältnissen der Frau, gesteigert durch die Erzählung des auch in der Erinnerung an vergangenes Glück und Unglück beseligten Naturkindes (V. 117—126).

3. Da gelangt er zu der Überzeugung, daß die Natur jedes Wesen — also auch in den in einfachsten Anschauungen lebenden Menschen — zum Genusse des ihm nach seiner Stellung und Veranlagung zukommenden Lebensglückes geschaffen und mütterlich ausgestattet habe. Wenn der Kunstschwärmer sich auch immer noch nicht des Gefühles der Trauer über den Untergang der herrlichen Kunstwerke entschlagen kann, auf deren Trümmern das Leben der Natur fortwuchert (Moment der letzten Spannung; scheinbar noch nicht völlige Aussöhnung), so beseligt doch ihn selbst sofort das Gefühl, daß die junge Frau das wahre, volle Glück genießt, zu dem Ausrufe: „Leb wohl, du glücklich Weib!“ und dem Segenswunsche: „Gott erhalte euch, Segn' euern Knaben!“ Und die Frau? Ihr einfacher Gegengruß: „Glück auf den Weg!“ eröffnet ihm — ihr selbst unbewußt — den Ausblick in den Genuß des bisher vergeblich gesuchten Lebensglückes (V. 127—150).

Die Folge dieser Aussöhnung führt die Katastrophe (V. 151. bis 166) vor: der Wanderer ist von diesem Ausblick in den auch ihm zuteil werdenden Segen der Versöhnung beider Weltanschauungen so überwältigt, daß sich in seiner Seele die Sehnsucht nach dem Besitze dieses vorher nicht gekannten Kleinodes mit elementarer Kraft auslöst: er spricht beim Scheiden den Wunsch aus, „es möge ihn nach seiner Wanderung über Gräber heiliger Vergangenheit eine trauliche Hütte und solch ein Weib mit seinem Knaben auf dem Arme empfangen“.

II. In übersichtlicher Form.

1. Einleitung (V. 1—25).

a. Charakterisierender Akkord.

Die in dem Wanderer stetig wachsende Teilnahme für die zutrauliche, dienstbereite, liebevolle Frau und Mutter — bedeutsam für die nachherige Annäherung und Aussöhnung der beiden in ihnen verkörperten Weltanschauungen.

b. Exposition.

Angabe der Personen des Gedichtes, des Wanderers, der Frau und des Säuglings; Grundgefüge der Charaktere: weltfremde Kunstbegeisterung im Gegensatz zu einer nur die Sorgen für den Lebensunterhalt kennenden, schlichten Harmlosigkeit.

c. Erregendes Moment.

Die auf die Bitte des Wanderers, ihm den Brunnen zu zeigen, von der Frau an ihn gerichtete Aufforderung, zur Hütte hinaufzusteigen.

2. Steigende Handlung (V. 26—62).

Wachsender Widerstreit der beiden Weltanschauungen, der Kultur und der Natur.

a. Erste Stufe (V. 26—54).

α. Das Spiel: wachsender Eindruck der Reste alter Kunst; Natur und Gegenwart treten völlig zurück.

β. Das Gegenspiel: der schlichten Frau als der Vertreterin der bewußtlos schönen Natur und der Pflichten der Gegenwart bleibt das gedankenvolle Versenken des Wanderers in Kunst und Altertum völlig unverständlich.

b. Zweite Stufe (V. 55—62).

α. Das Spiel: die Begeisterung für die Kunst wächst sich zu einer elegischen Klage aus.

β. Das Gegenspiel: die Frau steht unentwegt auf dem Boden der Gegenwart, deren Bedürfnissen sie zielbewußt nachgeht.

3. Höhe und Umschwung (V. 63—109).

a. Die Höhe (V. 63—89).

α. Das Spiel: der verblendete Kunstenthusiast klagt die Natur an, daß sie das Werk ihres Meisterstückes, des Menschen, ihr eigen Heiligtum, gefühllos zerstöre.

β. Das Gegenspiel: das Höchste und Schönste, was die Natur erschuf, ist die Liebe zur Familie und zum Nächsten, die jene dem Menschen eingepflanzt hat.

b. Der Umschwung (V. 90—109).

α. Das Spiel: der Anblick des auf den Trümmern der Vergangenheit erwachsenen, vollblühenden Kindes läßt Natur und Gegenwart lebendig werden und in ihre bislang verkannten Rechte eintreten.

β. Das Gegenspiel: das innige, natürliche Glück der Gegenwart kann nichts beeinträchtigen, selbst nicht äußere Beschränkung.

4. Fallende Handlung (V. 110—150).

Der Zögling der Kultur bekehrt sich willig und aus Überzeugung zu der einfachen Weltansicht des Naturkindes.

a. Erste Stufe (V. 110—116).

α. Das Spiel: das Auge des Wanderers öffnet sich für die Schönheit der Natur.

β. Das Gegenspiel: Einladung, sich auch an dem Glücke des Familienlebens zu erfreuen.

b. Zweite Stufe (V. 117—126).

α. Das Spiel: der Wanderer nimmt liebevoll teil an den Familienverhältnissen der einfachen Frau.

β. Das Gegenspiel: das Glück der Gegenwart wird noch gesteigert durch Erinnerung an vergangenes Glück und Unglück.

c. Dritte Stufe (V. 127—150).

α. Das Spiel: nach einer nochmaligen Anwandlung des Gefühles der Trauer über den Untergang der herrlichen Kunstwerke (Moment der letzten Spanung; scheinbar noch nicht völlige Aussöhnung) ist die Verschmelzung beider Weltanschauungen endgültig und vollständig erfolgt.

β. Das Gegenspiel: Eröffnung eines Augenblickes in den Genuß des bisher vergeblich gesuchten Lebensglückes.

5. Katastrophe (V. 151—166).

Der Bekehrte sehnt dieses Glück, das ihm die Versöhnung beider Weltanschauungen verheißt, überzeugungsvoll herbei.

C.

Der Mensch kann — ruft uns also der Dichter zu — glücklich sein allein durch ein einfaches, von Liebe erfülltes häusliches Leben; das Höchste aber ist, wenn sich in einem Menschenleben solcher Zustand mit dem Streben nach den idealen Gütern des Lebens und deren Verständnis vereinigt.

[Vgl. AdD., S. 296; Düntzer, S. 100; Fisch, S. 168; Kern, S. 75; Kiy, I, S. 84; Meyer, S. 323; Wolff, S. 491.]

---

2. Dieselbe Aufgabe.

A.

Der Grundgedanke des Gedichtes: Gegenüberstellung zweier verschiedener Weltanschauungen, der Kultur und der Natur, und die Versöhnung dieses Gegensatzes, wobei ein rüstiger Jüngling als Träger der

Kultur, eine junge Frau als Vertreterin der bewußtlos schönen Natur auftritt.

B.

Die Gliederung.

In übersichtlicher Form.

AA. Einleitung. Vorbereitung der Handlung: Angabe des Ortes, der Zeit, der Personen und der Voraussetzung der Handlung — Begegnung der beiden Vertreter zur Mittagszeit unter einem Ulmenbaume und gemeinsames Hinaufsteigen auf einem Felsenpfad — (V. 1—26).

BB. Ausführung. Versöhnung der beiden in dem Wanderer und der Frau verkörperten Weltanschauungen (V. 27—150).

I. Der Gegensatz beider Weltanschauungen (V. 27—89).

1. Der Wanderer.

Während er mit der Frau zum Brunnen emporsteigt, läßt der Anblick der Trümmer eines antiken Bauwerkes sein Sinnen und Trachten sich ausschließlich der Kunst und der Vergangenheit zuwenden; Natur und Gegenwart treten einseitig zurück.

a. Steigerung der Eindrücke, welche durch die gesehenen Reste hervorgerufen werden (V. 26—54).

b. Die elegische Klage, die ihn den unsterblichen Genius der Kunst noch lebensvoll über dem Grabe seiner Schöpfung empfinden läßt (V. 55—62).

c. Anklage der Natur, daß sie gefühllos die Zerstörung der Meisterwerke ihres eigenen Meisterstückes, des Menschen, beschleunige (V. 63—82).

2. Die Frau.

Sie hat keine Ahnung von dem, was den jungen Künstler bewegt, und zeigt nur Sinn für die Gegenwart und die notwendigen Bedürfnisse des Lebens.

II. Die durch das Kind vermittelte Annäherung der beiden Weltanschauungen (V. 90—109).

Um Wasser zu schöpfen, hat die Frau dem Wanderer ihr schlummerndes Kind in die Arme gelegt. Dieser wird, ergriffen von der lebendigen Gegenwart der süßen Last, von den Trümmern der Vergangenheit abgelenkt; er vergleicht das kraftvolle Kind und dessen Zukunft mit anmutigen Bildern aus der lebendigen, kraftstrotzenden Natur, die ihn rings umgibt: diese und die Gegenwart treten wieder in ihre bislang verkannten Rechte zurück.

III. Die Versöhnung beider Weltanschauungen (V. 110—150).

Der Zögling der Kultur bekehrt sich zu der einfachen Weltansicht des Naturkindes.

1. Sein Auge öffnet sich für die Schönheit der Natur (V. 107—112).

„Wie alles blüht umher — Und grünt."

2. Er nimmt liebevollen Anteil an den einfachen Lebensverhältnissen der Frau (V. 113—126).
3. Er gelangt zu der Überzeugung, daß die Natur jedes Wesen, nicht nur den für Schönheit und Wahrheit begeisterten Menschen, zum Genuß des Lebens geschaffen und mütterlich ausgestattet habe; die an den Kunstwerken angerichtete Zerstörung hat sie durch eine Fülle von Leben, das auf dem Schutt erblüht, vergütet (V. 127 bis 150).

CC. Schluß. Die Folge dieser Aussöhnung (V. 150—166).

Die Erkenntnis der Berechtigung auch der andern Weltanschauung läßt die Sehnsucht nach dem Besitze eines aus der Verbindung beider Weltanschauungen entspringenden Glückes wach werden, die Vereinigung eines einfachen, von Liebe erfüllten häuslichen Lebens mit dem Streben nach dessen idealen Gütern.

C.

Entweder: Das Gedicht verrät, obgleich es in der Zeit der Goetheschen Naturpoesie entstanden ist, durch seine erstaunliche Reife in Anlage, Gehalt und Ausführung schon das Genie des Meisters; die Gewandtheit im Darstellen, die kecke Kürze, das allmähliche, scheinbar kunstlose Hervortreten des Landschaftlichen (mit dem die Kunsttrümmer zusammenwachsen) und der menschlichen Wesen, überhaupt die Kunst der plastischen Darstellungsweise verdient gleichfalls höchste Bewunderung.

Oder: Die in dem Gedichte auftretenden Personen sind Verkörperungen der im Dichter selbst lebendigen gleich mächtigen Begeisterung und genialen Intuition gegenüber der Natur wie der Kunst; indem beide Richtungen miteinander in Widerstreit treten, wird ein Ausgleich herbeigeführt.

---

3. Die dramatischen Elemente des Gedichtes.

A.

Goethes „Wanderer" ist eine lyrische Dichtung, da sie einen unser Gemüt bewegenden Gedanken darstellt; anderseits hat das Gedicht auch manche dramatischen Elemente.

B.

Die dramatischen Elemente der Dichtung.

Dramatisch ist:

I. Die äußere Form.

1. Dialog und Szenenwechsel.

Der fortgesetzte Szenenwechsel in Verbindung mit der dialogischen Form bewirkt zunächst den dramatischen Stil des Gedichtes: an die in V. 1–7 entfaltete Eingangsszene reiht sich eine schrittweise vorschreitende Szenenfolge mit wandelnder Szenerie.

Drei Stufen sind zu unterscheiden:

1. Eingang: eine Felsenwand im Vordergrunde, des Ulmbaumes Schatten; im Hintergrund ein Felsenpfad hinauf durchs Gebüsch zur Hütte.
2. Mitte: Der Felsenpfad selbst, Trümmer auf ihm, künstlich zu Stufen gefügt; am Boden ein moosbedeckter Architrav mit ausgetretener Inschrift.
3. Höhe: Die Hütte selbst „aus Ziegeln und des Schuttes Steinen" in eines Tempels Trümmern; ein Säulenpaar, efeuumkleidet, emporstrebend; eine einsame Säule, düsteres Moos auf dem heiligen Haupte in majestätischer Trauer herabschauend auf die Trümmer zu ihren Füßen; darüber Schutt und Erde und — diese überwuchernd — Brombeergesträuch und Disteln; endlich ein Brunnen zur Seite; die ganze Landschaft aber grünend und blühend in abendlicher Beleuchtung; als italienische ausdrücklich gekennzeichnet, „drei Meilen von Cumä".

2. Die Sprache.

Entsprechend ist die Sprache reich an dramatischen Elementen: verbum simplex an Stelle des compositum (V. 6, V. 28, V. 31, V. 122, V. 136); anderseits Kompositionen, welche die Handlung in ihrer Richtung verfolgen, also dramatische Bewegung bezeichnen: „treibt her, bringst herum, reichhinstreuende, säest drein" — auch das Hilfsverb: „nach Hause sein", ebenso elliptisch: „hier zwischen her" — (V. 8, 11, 29, 77, 81, 103, 106, 113, 118). Groß ist die Zahl der Partizipien mit voll erhaltenem Handlungsbegriff: V. 2, 26, 29, 32, 55, 71, 92, 100, 127, 163. — Ebenso entspricht der äußern Plastik der Darstellung metaphorische Ausdrucksweise: so V. 33, 37, 63, 68, 70, 71, 74, 81, 91–92, 153. Auch ausgesponnene Bilder begegnen: besonders V. 55 und 90 bis 106. Aber höchst bezeichnend erfüllt diese vergeistigende Bildlichkeit der Rede ausschließlich die Monologe des Wanderers. Im eigentlichen Dialog mit der jungen Frau geht er auf ihre Redeweise ein, und diese entfernt sich nicht von der schlichten Sprache des Lebens. So gehören zu der Eigenart dieses Gedichtes Elemente realistischer, volkstümlicher Ausdrucksweise. An Stelle inhaltschwerer Sätze treten in diesen Abteilungen Hilfsverba: so V. 43 „Droben sind der Sterne viel", V. 108 „Ich habe nichts", V. 113 „Mein Mann wird bald nach Hause sein", V. 149 „Wie weit ist's hin". Häufig fehlt das Verb ganz, in den elliptischen Sätzen ist es aus dem hinzeigenden Adverb zu ergänzen: rein

demonstrativ V. 20 „hier . . . hinauf", V. 51 „hier . . . hinab", V. 113 „da . . . her". Kurze Ausrufsätze herrschen im Munde der Frau merklich vor, besonders drängen sie sich V. 83–89, V. 124 bis 126; prägen diese Partien die Lebhaftigkeit der mündlichen Rede aus, so sind die meist längeren, kunstvoll gegliederten Ausrufsätze in den Monologen des Wanderers bezeichnend für das Pathos seiner Begeisterung für Kunst und Altertum. Einen weiteren Zug des Volksmundes finden wir in dem Fortlassen des Pronomens, sogar am Satz- und Versanfang: V. 13 „Lächelst", V. 41 „Nennest".

3. Der Versbau.

Der Realismus des Diaglogs teilt sich dem Verse mit. Die freien Rhythmen suchen, meist mit Erfolg, Annäherung an die rhythmische Bewegung der Sprache des Lebens. Auch hebt die Versabteilung meist die umfangreichern Satzteile wirksam von einander ab; namentlich ist der Nebensatz gewöhnlich auf einen besondern Vers übernommen. Vers-Art und -Länge wechseln völlig frei; kurze Verse von 2–3 Hebungen herrschen vor, doch finden sich auch vierhebige häufig, ein- und fünfhebige vereinzelt. Der getragene Ton der kunstenthusiastischen Monologe hebt sich rhythmisch von dem Plauderton des Dialogs merklich ab; auch die schließliche Naturverehrung klingt aus andrer Tonart: setzte die staunende Bewunderung mit kräftigen Tönen ein und verharrte sie vorherrschend in fallendem Rhythmus, so spricht sich die Sehnsucht nach Natur meist in ansteigendem Rhythmus aus. Gewaltsamer Wechsel im Takt durchbricht nirgends den organischen Fluß dieser Verse. Die Freiheit, nach der Goethe lange strebte, hier ist sie errungen, ohne daß Willkür Platz greift. —

II. Der Inhalt.

1. Der an den Aufbau eines Dramas erinnernde Gedankengang.

Das Gedicht gliedert sich in fünf Teile, welche die wichtigsten dramatischen Momente (Einleitung, steigende Handlung, Höhe und Umschwung, fallende Handlung und Katastrophe) erkennen lassen. (Vgl. oben S. 6.)

2. Die Handlung.

Der Inhalt nähert sich auch insofern dem Drama, als uns in dem Gedichte ein bedeutungsvoller innerer Vorgang, eine fortschreitende psychologische Handlung vorgeführt wird.

C.

Nicht dramatisch ist:

1. Die äußere Handlung, da ihr die charakteristischen Merkmale einer dramatischen Handlung fehlen.

Welches sind diese? (Sie soll durch ihre Mittel und Zwecke interessieren und sittlich zu beurteilen sein.)

2. Der sich vor unsern Augen vollziehende Wechsel der Örtlichkeit. Wie ist es dagegen in einem wirklichen Drama?
3. Das Fehlen der Wirkung einer dramatischen Handlung im Sinne des Aristoteles, nämlich die Erregung von Mitleid und Furcht.

[Vgl. AdD., S. 297; vgl. Hähnel, S. 60; Wolff, S. 447.]

---

4. Die Gegensätze in den Lebensanschauungen der Personen und die Umstimmung des Wanderers.

A.

Das Gedicht führt eine äußere und innere Handlung vor. Jene ist nur sekundär — sie dient, das Ganze rein äußerlich zusammenzuhalten —; diese ist die Darstellung eines werdenden, das Gemüt bewegenden Gedankens; sie hat zur Voraussetzung den Gegensatz in den Lebensanschauungen der handelnden Personen und besteht in der Bekehrung des Wanderers von der seinigen zu derjenigen der Frau.

B.

Die Gegensätze und die Umstimmung.

I. Der Gegensatz in der Lebensanschauung.

In dem Gedichte durchschlingen sich ein „naiver und ein sentimentalischer" Grundzug im Sinne von Schillers Definition.

1. Die Frau vertritt den „naiven" Standpunkt des Naturmenschen; die bedeutsame Verkörperung in einer jungen (italienischen) Bäuerin.
2. Der Wanderer vertritt den „sentimentalischen" Standpunkt des Kulturmenschen; die bedeutsame Verkörperung in einem jungen Kunstforscher oder Künstler.

II. Die Umstimmung.

1. Die Begegnung. (Kurze Erzählung des äußern Vorganges.)
2. Die innere Wirkung dieser Begegnung.
   a. Der sich verschärfende Gegensatz beider Weltanschauungen.
   b. Annäherung und Ausgleich.

C.

Hinweis auf das Vorhandensein beider Gegensätze und deren Ausgleich in der Person des Dichters selbst.

[Vgl. Hähnel, S. 59.]

---

5. Die Kunstmittel der Darstellung.

A.

Goethe hat der Abteilung seiner Gedichte, die die Überschrift „Kunst" trägt, das Motto vorgesetzt:

„Bilde, Künstler, rede nicht!
Nur ein Hauch sei dein Gedicht!"

Diese Regel hat er in seiner sich bloß in einem natürlichen und leichten Gesprächswechsel bewegenden Darstellung des Gedichtes treu befolgt.

B.

Die Kunstmittel der Darstellung.

I. Die innern Kunstmittel.

1. Das Kunstimttel der nacheinanderfolgenden Vorführung der Örtlichkeit.
   a. Das allmähliche, scheinbar kunstlose Hervortreten des Landschaftlichen.
   b. Das Zusammenwachsen der Kunsttrümmer mit dem Landschaftlichen.
2. Das zwiefache Kunstmittel, einmal der Steigerung und sodann der Wirkung auf den Beschauer (den Wanderer), zugleich angewandt:
   a. bei der Aufzählung der antiken Trümmerreste;
   b. bei der Schilderung der Natur;
   c. bei der Schilderung der Lebensverhältnisse der Frau.

II. Die äußern Kunstmittel.

1. Das plastisch-lyrische Versmaß, das sich, immer mit Anmut wechselnd, überall eng an den Gedanken anschmiegt.
2. Der einfache, klar und rein bezeichnende Ausdruck, der im Verein mit der Darstellung alles zu Bild, Leben und Bewegung werden läßt.

C.

Kein Wunder, daß das Gedicht, als es erschien, überall einen bedeutenden Eindruck ausübte, so wenig man auch, wie vielleicht heute noch oft, seine Schönheit ganz begreifen mochte.

[Vgl. Kiy, I, S. 85.]

Aufgaben zur Auswahl.

1. Erklärung des Gedichtes nach Inhalt und Form. [Kiy, I, S. 84.]
2. Das Gedicht nach Idee und Gedankengang.

3. Inhalt und Wert des Gedichtes.
4. Der Grundgedanke und dessen Ausführung im einzelnen.
5. Ursprung und Heilung des Pessimismus im „Wanderer".
6. Welche Arten des Glückes veranschaulicht uns Goethe in dem Gedicht?
7. Inwiefern befolgt Goethe in dem Gedicht die von ihm selbst aufgestellte Regel: „Bilde, Künstler, rede nicht"?
8. Charakteristik des Wanderers und der jungen Frau.
9. Das Wesen lyrischer, epischer und dramatischer Dichtung, entwickelt im Anschluß an das Gedicht. [Vgl. Teetz, Aufgaben, VIII, S. 11.]
10. Welcher Dichtungsgattung gehört das Gedicht an?
11. Warum ist das Gedicht kein Drama?
12. Inwiefern durchschlingen sich in dem Gedichte ein naiver und ein sentimentalischer Grundzug im Sinne von Schillers Definition? [Vgl. *Wolff, S. 493 ff.]
13. Zu welcher Auffassung kommt der Wanderer in dem Gedicht, und wie gelangt er dazu?
14. Das Gedicht eine Fundstätte mannigfaltigster Gegensätze. [Vgl. AdD., S. 296.]
15. Ist auch das Gedicht „Der Wanderer" das „Bruchstück einer großen Konfession"? [I. Die äußern Beziehungen. II. Die innern Beziehungen.]
16. Goethes „Wanderer" im Lichte von Lessings „Laokoon".
17. Goethes „Wanderer" und Schillers „Spaziergang". Vergleichende Betrachtung und Würdigung.

II. Mahomets Gesang.*)

(1772 oder 1773 [1788].)

1. Die Gliederung.

A.

„„Mahomets Gesang" ist das Bruchstück eines Dramas, dem ein Ausreifen nicht vergönnt gewesen ist. Eigentlich — wie Schillers „Jungfrau von Orleans" — eine produktive Reaktion gegen Voltaires Behandlung

*) J. Minor, Goethes Mahomet. Ein Vortrag. 1907 Franz Saran, Mahomet und Prometheus. Halle a/S., 1914.

des Propheten als eines Betrügers,*) sollte es die Hauptmomente aus dem Leben eines großen Geistes — Aufgang, Kampf, Sieg und Tod — in dramatischen Bildern vorführen. Als aber der Dichter 1774 Lavater und Basedow kennen lernte, verengte sich ihm das allgemeine Motiv zu dem Gedanken, daß „der vorzügliche Mensch das Göttliche, was in ihm ist, auch außer sich verbreiten möchte. Dann aber treffe er auf die rohe Welt, und um auf sie zu wirken, müsse er sich ihr gleichstellen: hierdurch aber vergebe er jenen hohen Vorzügen gar sehr, und am Ende entäußere er sich ihrer gänzlich. Das Himmlische, Ewige werde in den Körper irdischer Absichten eingesenkt, und zu vergänglichen Schicksalen mit fortgerissen." Doch auch mit dieser Objektivierung der an jenen beiden modernen Propheten gemachten Erfahrungen ist das Stück anscheinend nicht über flüchtige Entwürfe hinausgelangt; die wenigen ausgeführten Szenen, die wir besitzen, gehören der frühern Periode (1772 oder 1773, gleich nachdem Goethe von Wetzlar zurückgekehrt war) an, darunter der farbenreiche — 1774 im Göttinger Musenalmanach) erschienene, die besondere Freude Lessings erregende — symbolische Hymnus auf den Siegeslauf des Genius „Mahomets Gesang", ursprünglich als ein Wettgesang zwischen Ali, dem Vertrauten, und Fatima, der Gattin Alis, gedacht — vorzutragen „zu Ehren des Meisters auf dem höchsten Punkt des Gelingens". (Dutes, XIV gegen Ende.

B.

Die Gliederung.

In übersichtlicher Form.

AA. Einleitung. Die Quelle = Die sonnigen Kindertage des gottbegnadeten Genius (V. 1–7).

Hinweis auf seinen geheimnisvollen Ursprung: ein solcher Genius ist gleich dem Flusse hohen, reinen Ursprungs; sein Leben und seine Kraft stammen von Gott. Ein tiefes Geheimnis ruht über den ersten Regungen seiner Kindheit, die unter dem besondern Schutze der Gottheit steht.

BB. Ausführung. Der Flußlauf = Das Leben und die Kraft des Genius (V. 8–64).

I. Der Oberlauf.

Der Wasserfall, der Bach, der Fluß = Das Bewußtsein der hohen Bestimmung (V. 8–27).

Im Jünglingsalter tritt das Genie selbstbewußt auf und verfolgt hohe, ideale Ziele.

1. Der Wasserfall = Das ideale Streben des Knaben ist von überschäumender Lebenslust erfüllt (V. 8—12).

---

*) Im Anschluß an Voltaires Drama verwendet Goethe auch die französische Namensform Mahomet.

2. Der Bach = Infolge seiner geistigen Überlegenheit ist der Jüngling im engen Kreise (beim Spiel) Tonangeber und Führer (V. 13—16).
3. Der Fluß = In dem Bewußtsein seines hohen Berufes widersteht er allen Lockungen, die ihn davon abzuleiten drohen (z. B. des ihn auf einen engern Wirkungskreis fesselnden Liebesglückes) (V. 17—27).

I. Der Mittellauf.

Der Strom mit kleineren Zuflüssen = Die Anerkennung der Welt (V. 28—48).

Der gotterfüllte, große Genius entwickelte eine Führerschaft, die sich in immer weitern Kreisen als befreiend und erlösend geltend macht.

1. Immer größer wird der Kreis seiner Anhänger, die von ihm verlangen, die Welt aus den Banden des Irdischen und Gemeinen zu erlösen (V. 28—39).
2. Alle, die, von Sehnsucht nach dem Göttlichen erfüllt, fürchten, in ihren Bestrebungen gehemmt zu werden, im Staube zu ersticken, erwarten von ihm Rettung und Befreiung (V. 40—48)

III. Der Umlauf.

Der Strom mit seinen großen Zuflüssen = Die Erfolge des Genius (V. 49—64).

Glänzend entspricht der Genius den Erwartungen, die man an ihn gestellt hat; er wird ein Herrscher im höchsten Sinne.

1. Die Voraussetzung der Erfolge (V. 49).
   Selbst das größte Genie gelangt erst zu seinem höchsten Vermögen, indem es bereitwillig jeden Zuwachs aus den Leistungen des Mitstrebenden in sich aufnimmt.
2. Der unmittelbare Erfolg (V. 50—59).
   Der Genius drückt ganzen Völkern das Gepräge seines Geistes auf.
3. Der mittelbare Erfolg (V. 60—64).
   Seine neuen Ideen wirken bahnbrechend auf die gesamte geistige und kulturelle Entwicklung.

CC. Schluß. Die Mündung = Leben und Kraft des Genius, die von Gott stammen (vgl. die Einleitung), führen die Menschen zu Gott (V. 65—68).

C.

Entweder: Ein Gegenstück zu diesem Gedichte sind die Verse, in denen der Chor in Schillers „Braut von Messina" die verderbliche Tätigkeit eines speziellen Genies, eines Eroberers, malt:

Jene gewaltigen Wetterbäche,
Aus des Hagels unendlichen Schloßen,

Aus den Wolkenbrüchen zusammengeflossen,
Kommen finster gerauscht und geschossen,
Reißen die Brücken und reißen die Dämme
Donnernd mit fort im Wogengeschwemme;
Nichts ist, das die gewaltigen hemme.
Doch nur der Augenblick hat sie geboren;
Ihres Laufes furchtbare Spur
Geht zerrinnend im Sande verloren,
Die Zerstörung verkündigt sie nur. — I, 3.—

Oder: Das Gedicht ist ein glänzendes Beispiel für die Verbindung von Reflexions-, Anschauungs- und Empfindungsinhalt: dem wundervollen Bilde des Naturlebens, das sich vor unsern Blicken auftut, wird durch ethische Deutung ein höherer Adel verliehen, und der Anschauungsinhalt selbst wird durch die Idee, die über dem Ganzen schwebt, durchgeistigt und verklärt.

[Vgl. AdD., S. 316; Bielschowsky, I, S. 249; Gundolf, S. 112; Heuwes, S. 56; Kern, L. S. 77; Kiy, I, S. 86; Wolff, S. 515.]

---

2. Der bahnbrechende Genius.

A.

„Mahomets Gesang", ein Hymnus, der ursprünglich dazu bestimmt war, in ein Drama, dessen Held der Stifter des Islam werden sollte, eingelegt zu werden, feiert unter dem Bilde eines von kleinen Anfängen aus allmählich wachsenden, alle Gewässer des Landes in seinem Bett sammelnden und dem Ozean zuführenden Stromes die Sendung des schöpferischen (insbesondere religiösen) Genius, der dem Leben ganzer Völker und ihrer geistigen Entwicklung erlösend Bahn bricht und sie befähigt, die Wiedervereinigung mit ihrem göttlichen Ursprung zu erreichen.

B.

Der bahnbrechende Genius.

I. Vorbereitung und Schulung für den Beruf (Vgl. V. 1—27.)

1. Die Geburt.

Dem genialen Kinde hat die Natur schon eine ungewöhnliche Ausstattung in die Wiege gelegt. Lauterkeit und Freudigkeit, die Zeichen geistiger Vollkraft und Gesundheit und des innern Seelenadels, sind die echten Kennzeichen des Genius. (Vgl. V. 1—3.)

2. Das Wachstum.

Das früheste, stille Wachstum des Genius steht unter besonderer Leitung der Vorsehung. (Vgl. V. 4—8.)

In den frühesten Kinderjahren, in denen sich der jugendliche Geist durch eine Menge zarter Eindrücke geheimnisvoll befruchtet

und oft fürs ganze Leben seine Richtung empfängt, muß das Genie, das sich zum Heile der Menschheit entwickeln soll, eine besondere Gunst des Schicksals erfahren; es muß aufwachsen:

a. Über Wolken, d. h. in stiller Abgeschiedenheit, in einer reinen geistigen Atmosphäre, über dem niedern Dunstkreis, fern von den trübenden Einflüssen der Welt.

b. Von „guten Geistern" genährt, d. h. in einer Umgebung, aus der ihm nur wohltätige Eindrücke entgegenkommen, die ihm gesunde Geistesnahrung zuführen, sein geistiges Wachstum fördern.

c. „Zwischen Klippen im Gebüsch", d. h. ohne eine Verzärtelung zu erfahren; eine hartgehaltene Jugend muß den Knaben kräftigen für die anstrengenden Aufgaben, die seiner warten.

3. Die Jünglingsjahre.

Der Bergstrom, Kaskaden bildend, im Hochgebirge und auf dem Gang durchs Hochgebirgstal = die sprudelnde Jugend und das erste Wirken des Genius.

a. Seine Stimmung und Gemütsverfassung.

Sie kennzeichnet sich durch jugendliche Frische und Lebensmut als die bezeichnende Eigenschaft einer gesunden, tüchtig angelegten und kraftbewußten Natur („jünglingfrisch — tanzt — jauchzt — jagt"). Dabei ist er ideal gerichtet — seinem himmlischen Ursprunge zu — („jauchzet nach dem Himmel"). (Vgl. V. 8–12.)

b. Erste Kraftäußerungen.

Er übt seine Kraft noch in den Spielen der Jugend, die aber bereits seinen künftigen Beruf erkennen lassen, und schon in ihnen bewährt er seinen Altersgenossen gegenüber eine Überlegenheit, der sich diese willig unterordnen. Ungesucht fällt ihm die Führerschaft zu. (Vgl. V. 13–17).

c. Erste Wirkungen.

Wo er länger weilt, und wo man seinen Wirkungen stillehält, wirkt er anregend, erquickend und befruchtend. (Vgl. V. 18–21.)

d. Erste Versuchungen.

α. Verwandte schöne Seelen, die er angezogen, suchen in selbstsüchtiger Liebe ihn in engern Kreisen festzuhalten: gerade ein idyllisch unfriedeter, durch die Liebe verschönerter Kreis wirkt auf den warm empfindenden Genius mit bestrickendem Reiz. (Vgl. V. 22–25.)

β. Aber er, im Gefühl seiner höhern Bestimmung, widersteht diesen Lockungen und strebt auch auf scheinbaren Umwegen, Hindernisse umgehend, rechts und links in gewaltigen Bogen reiche Eindrücke mit sich nehmend, in stolzen Ser-

pentinen („schlangenwandelnd)" seinem größern Arbeitsfelde („nach der Ebene") zu. (Vgl. V. 26–27.)

II. Die Mission des Genius. (Vgl. V. 28–49.)

1. Der Einfluß auf die nächste Umgebung.

Man beginnt in den nächsten Kreisen seine hohe Bestimmung zu ahnen; untergeordnete Kräfte („Bäche") schließen sich seinen Bestrebungen mitwirkend an. (Vgl. V. 28–29.)

2. Das Hinaustreten in die Öffentlichkeit.

So verstärkt, tritt er in die Öffentlichkeit hinaus. Eine glänzende Erscheinung, zieht er sofort die Augen seines Volkes auf sich, auf das zugleich von diesem seinem großen Sohne heller Glanz zurückfällt. (Vgl. V. 29–31.)

3. Die auf ihn gerichteten Hoffnungen.

Bald richten sich aller Hoffnungen auf ihn; er erscheint als der erwartete Messias, der Mittler und Erlöser. Von allen Seiten ergeht der Ruf an ihn, die schwächern Geister auf seine Fittiche zu nehmen, um sie aus den Banden des Gemeinen zu erlösen und ihrer ewigen Bestimmung entgegenzuführen. Die Flüsse, die selbständig den Weg ins Meer nicht finden würden, sind die schwächern Geister, die mit eigener Kraft die Vereinigung mit Gott, ihrem Urquell, nicht erreichen würden. (Vgl. V. 32–49.)

Ihre Notlage ist dreifacher Art:

a. Bei dem einen werden die höhern Geisteskräfte vom „gier'gen Sand der öden Wüste" aufgesogen, d. h. das Geistesleben verkümmert über den unzähligen Kleinigkeiten des Alltags, die ein nicht starkes, nicht zielbewußtes Streben zersplittern und ohnmächtig machen. (Vgl. V. 42–43.)

b. Bei dem andern werden die höhern Geisteskräfte vom Brand der Sonne ausgetrocknet, d. h. das edle Streben wird gelähmt durch die die Kräfte des Menschen verzehrende Glut des sinnlichen Begehrens mit dem daraus entspringenden Nöten und Leidenschaften. (Vgl. V. 43–44.)

c. Eine dritte Klasse „hemmt der Hügel zum Teiche", d. h. die geistige Entwicklung gerät ins Stocken und wird mit Versumpfung (Stagnation) bedroht durch äußere Hemmungen, die sich durch den Willen anderer oder den Zwang der Verhältnisse dem Streben entgegenstellen. (Vgl. V. 44–45.)

Alle diese schwächern Geister verlangen vom Genius die Erlösung aus dem Bann, aus dem sie sich selbst nicht befreien können. (Vgl. V. 45–48.)

4. Die Erfüllung dieser Hoffnungen.

Der Genius nimmt alle diese Erlösungsbedürftigen in die Gemeinschaft seines Lebens (sein Strombett) auf und wird ihnen

so zum Mittler, der ihr stockendes Leben in Fluß bringt und sie ihrem ewigen Ziele entgegenführt. (Vgl. V. 49.)

III. Ergebnisse. (Vgl. V. 50–68.)

1. Sein weltumgestaltendes Wirken.

Durch den sich immerfort mehrenden Anhang, der dem Genius zufällt, zum erobernden Stammes- und Volkshaupt geworden (vgl. V. 50–52), beginnt er nun sein weltumgestaltendes Wirken:

a. Unmittelbar.

„Er gibt Ländern Namen" [vgl. Ägypten von dem Flusse *Αἴγυπτος* = Nil; Indien vom Indus, Mesopotamien]; „Städte werden unter seinem Fuß" [so Theben und Memphis in Ägypten; Ninive, Babylon, später Seleucia, Bagdad und Bassora am Euphrat.] An seinen Ufern siedelt sich eine neue, glänzende Kultur an mit zahlreichen Prachtbauten an Tempeln („Flammengipfel") und Palästen („Marmorhäuser"); d. h. der Genius drückt ganzen Nationen ein verändertes Gepräge, das seines Geistes, auf, und der von ihm gestiftete Glaube ist die Quelle einer eigentümlichen geistigen Kultur. (Vgl. V. 53–59.)

b. Mittelbar.

„Zedernhäuser trägt der Atlas" (d. h. im Bilde der Strom, in der Anwendung der Genius, der gleich jenem Titanen eine ganze Welt auf seinen Schultern trägt): der Strom wird zugleich eine großartige Verkehrsstraße, auf der sich Tausende von beflaggten Schiffen begegnen und die Schätze entfernter Länder gegeneinander austauschen; d. h. durch sein Wirken kommt unter die Völker ein neuer Zug von Ideen, die deren kostbaren Schatz bilden, Kunst und Wissenschaft beschäftigen und zugleich großartige Zeugnisse sind für die geistige Macht des Genius und die reiche Triebkraft seiner Wirksamkeit. (Vgl. V. 60–64.)

2. Der Endzweck seiner Mission.

In so großartiger Weise vollbringt der gottbegnadete Genius seine große Mission, der Gottheit die nach ihr verlangende Menschheit zuzuführen. Der Strom trägt die ihm anvertrauten Brüder (= die Gewässer des Stromsystems), Schätze (= die Güter, die er in den Schiffen auf seinen Wellen trägt), Kinder (= die Völker, die ihm ihr ganzes Dasein verdanken) freudebrausend in den Ozean, d. h. wenn nun der Genius nach vollbrachtem Lebenswerk wieder in den Schoß der Gottheit zurückkehrt, so kommt er nicht allein, sondern bringt in freudigem Hochgefühl ganze Völker mit, die sich seiner Führung anvertraut haben, und

reiche Schöpfungen der Kultur, die er zum Preise der Gottheit ins Leben gerufen hat. (Vgl. V. 65—68.)

C.

Da die Dichtung auf jede wahrhaft große Natur bezogen werden kann, so wird man auch an Goethe selbst und an das Vollgefühl des seiner schöpferischen Kraft bewußten, seine künftige Größe ahnenden Dichters denken können.

[Nach Straub, S. 96; vgl. AdD., S. 317; Tschache, Th., S. 33; Viehoff, S. 27.]

---

3. Der Lauf eines großen Stromes, ein Bild der Entwicklung, Wirksamkeit und Bedeutung großer, epochemachender Persönlichkeiten.

A. Unter den zahlreichen dichterischen Plänen, mit denen sich Goethes Geist in der ersten Hälfte der siebziger Jahre in Frankfurt beschäftigte, findet sich auch die Absicht, das Leben und die Entwicklung des Propheten Mohammed dramatisch zu gestalten. Den Gedankengang des geplanten Dramas teilt Goethe am Ende des 14. Buches seiner Selbstbiographie mit. Dort berichtet er auch, der Plan sei zwar im allgemeinen über diesen Entwurf nicht hinausgekommen, indessen seien doch außer einer einleitenden Hymne Mahomets mehrere einzuschaltende Gesänge von ihm vorläufig, gedichtet worden; von denen sei aber allein noch übrig, was mit der Überschrift „Mahomets Gesang" unter seinen Gedichten stehe.

Diesen Gesang sollte auf dem Höhepunkt des Stückes Mohammeds begeisterter Anhänger, sein Schwiegersohn Ali, zu Ehren seines Meisters vortragen. Im April 1773 wurde das Gedicht am Boie gesandt zur Aufnahme in den Göttinger Musenalmanach, wo es als Wechselgesang zwischen Ali und Fatema, der Gattin Alis, abgedruckt wurde.

Das Gedicht enthält, äußerlich angesehen, nur die Schilderung des Laufs eines großen Stromes von der Quelle bis zur Einmündung ins Meer. Die im vorstehenden mitgeteilten Angaben des Dichters über die Entstehung sowie auch der Inhalt des Gedichtes selbst ergeben aber leicht, daß wir es mit einer Allegorie zu tun haben, daß unter dem Bilde der Entwicklung des Stromes die Entwicklung des von den kleinsten Anfängen zu weltgeschichtlicher Bedeutung sich erhebenden Stifters des Islam dargestellt wird. Während diese Verherrlichung Mohammeds nach dem ursprünglichen Plan des Dichters als ein Lobgesang auf den Propheten seinen Anhängern in den Mund gelegt war, erscheint der Gesang nach der Überschrift, die ihm der Dichter bei der Aufnahme in seine Gedichte gegeben hat, — weniger natürlich, muß man sagen — als eine Äußerung des gehobenen Selbstbewußtseins

des Propheten selbst. Die Darstellung ist aber vom Dichter so wenig auf Mohammeds besondere Verhältnisse und Geschicke zugespitzt, daß der Hymnus die Entwicklung und Bedeutung einer jeden großen, genialen, epochemachenden Persönlichkeit, zumal sofern ihre Wirksamkeit auf dem sittlich-religiösen Gebiete liegt, aufs schärfste zur Anschauung bringt und so, über den Rahmen des von Goethe geplanten Dramas hinausgehend, aber doch gerade dessen innerstem Sinne entsprechend, eine allgemein menschliche Bedeutung gewinnt.

B. Nach dieser seiner allgemein menschlichen Bedeutung soll der Inhalt des Goetheschen Gedichtes in den folgenden Zeilen dargelegt und erläutert werden.

I, 1. In den Felsen des Hochgebirges, die weit über den Qualm
V. 1—7. und Staub der Erde, ja über das Nebelreich der Wolken hinausragen, in der Region des Himmels hat der gewaltige Strom, den wir in der Ebene bewundern, seinen Ursprung. Rein und klar wie Himmelsglanz und Sterngefunkel springt der Quell aus den mächtigen Felsen hervor. In der Waldeinsamkeit der erhabenen Gebirgswelt, fernab vom Getriebe der Menschen, sind freundliche Berg- und Waldgeister seine Genossen, die Schützer und Pfleger seines jungen Lebens, die ihm aus unversieglichem Born stets neue Lebenskraft einflößen und den sengenden ausdörrenden Sonnenstrahl freundlich von ihm ab-

2. a. halten. — So hat die große Persönlichkeit, die, zum Manne gereift, die Welt bewegt und ihrer Entwicklung neue Bahnen anweist, ihren Ursprung in dem geheimnisvollen, hoch über der Alltagswelt, ihren Kräften und Erscheinungen liegenden Gebiet des Ewigen. Die letzten starken Wurzeln ihrer Kraft liegen nicht in den unserm Verstande zugänglichen Zeitverhältnissen, sondern in der Geisteswelt, die wir allein mit ahnendem Gemüt erfassen können, in Gott, der durch die von ihm gesandten Geisteshelden Funken seines Geistes in unsere Welt hineinstrahlen läßt, der ihnen aus seiner Lebensfülle fort und fort unversiegliche Lebenskräfte spendet, der

b. schützend und fördernd über ihrer Wiege waltet. — Es wird nimmer gelingen, die Persönlichkeit eines Luther aus den in seiner Zeit gegebenen Faktoren als notwendiges Ergebnis ohne Rest herauszurechnen. Mag man auch mit Recht hinweisen auf die Tiefe des deutschen Gemüts, die Ehrlichkeit des deutschen Gewissens als Wurzeln der Auflehnung gegen die kirchlichen Schäden des ausgehenden Mittelalters; mag man weiter mit Recht hervorheben die Derbheit des Möhraer Bauernschlages, den trotzigen, schlagfertigen Selbständigkeitssinn der dortigen Luthersippe, die schlichte treuherzigfromme Einfalt der Mutter als Züge, die das Auftreten

des Reformators erklären helfen, — zuletzt bleibt doch immer die geniale Persönlichkeit, die das alles und noch viel mehr in sich vereinigt, übrig als ein Wunder Gottes, als ein Hervortreten lebendiger schöpferischer Gotteskräfte in unserer Welt. Verehrte doch auch ein Melanchthon in Luther etwas Göttliches, dem er, auch wo ihm bisweilen bei Luthers Schritten bange wurde, nicht zu widerstehen wagte.

II, 1. Abwärts über jähe Klippen stürzt der Felsenquell, den es aus
V. 8—12. seiner Wolkenregion in die Ebene hinabtreibt; doch, als könnte er sich nicht trennen von seiner angestammten Heimat, springt er vom festen Felsen, auf den er im Sturze aufschlägt, auf-
2, a. schäumend wieder himmelan. — So zieht es den Knaben, den der Genius geweiht hat, aus der Stille des Elternhauses wohl mit mächtigem Sehnen hinein in das unbekannte Leben, für das er bestimmt ist,; aber naiv und ungesucht bricht auch schon das Gefühl seiner Gottverwandtschaft, der Drang seiner Seele nach Erhebung über diese irdische Welt zum Staunen seiner Umgebung in tiefsinnigen und kindlichen
b. Äußerungen hervor. — Aus dem bunten Gewühl der Hauptstadt treibt es den zwölfjährigen Jesusknaben hinweg in den Tempel des Höchsten, wo ihn ein Heimatgefühl überkommt und festhält, daß er Eltern und Genossen, Welt und Abreise vergißt. „Muß ich nicht sein in dem, was meines Vaters ist?“ Mit diesem tiefen und doch zugleich kindlich-schlichten Wort weist er die Frage der besorgten Mutter zurück. — Der hohe Geist des Knaben Origines verrät sich in Äußerungen, die seinen Vater Leonidas mit stillem Staunen erfüllen und ihn veranlassen, die Brust seines schlafenden Kindes als einen Tempel des Heiligen Geistes ehrfurchtsvoll zu küssen. — Der junge Goethe baut sich im tiefsten Geheimnis seines Knabenzimmers einen sinnreichen Altar, auf dem er dem Schöpfer der Welt in vollkommenster Andacht ein wundersames Opfer in Gestalt einer Räucherkerze anzündet, um dem frommen Drang seines Gemütes einen Ausdruck zu geben. — Von Schillers Verhalten bei dem Gebet, das der ernste Vater regelmäßig im Kreise der Seinen abhielt, berichtet seine Schwester Christophine: „Es war ein rührender Anblick, den Ausdruck der Andacht auf dem lieblichen Kindergesichte zu sehen. Die frommen blauen Augen gen Himmel gerichtet, das lichtgelbe Haar, das die Stirn umwallte, und die kleinen mit Inbrunst gefalteten Hände gaben das Ansehen eines Engelköpfchens.“ Als er einst am Ostermontage mit der Mutter und Schwester Christophine nach Marbach zu den Großeltern ging, erzählte die Mutter nach ihrer Ge-

wohnheit von Christus, wie er in Begleitung zweier Jünger nach Emmaus wanderte, so erbaulich, daß sich bei beiden Geschwistern die Rührung in heißen Tränen Luft machte. — Gewiß lauter schöne Züge, die das Wort des Psalmisten „Aus dem Munde von Kindern und Säuglingen hast du dir Lob zu bereitet" und Goethes „Jauchzet wieder nach dem Himmel" bestätigen und veranschaulichen.

III, 1. V. 13—17. So manchen glänzenden, bunten Kiesel, die Freude Raritäten sammelnder Kinder, begrüßt unser Bergwässerchen in seinem steinigen Bett mit munterem Geplätscher; so manches Quellwasser zieht es aus den seinen Weg kreuzenden Rinnen in sein Bett hinein und führt es mit sich hinab auf seiner lustigen Tal-

2, a. fahrt. — Der Knabe, in dem der Genius schlummert, pflegt sich nicht in altkluger Weisheit, in dünkelhaftem Überlegentun von seinen Altersgenossen zu sondern; die gesunde Natur macht sich bei ihm Luft in besonders übermütigen und fröhlichen Knabenspielen und -streichen; nicht als überlegener Krittler und überkluger Verächter kindlichen Treibens, sondern als der unbestrittene, willig anerkannte Anführer bei allen mutwilligen Jugendspielen und -torheiten zeigt

b. er seine überragende Kraft. — Cyrus balgt sich nach Herodots Erzählung als Knabe ausgelassen mit seinen Dorfknaben herum, aber seine Herrschernatur verrät sich auch hier schon: er ist König im Spiel und weiß die freiwillig ihm übertragene Würde gegen Widerstrebende entschlossen, nachdrücklich und erfolgreich zu wahren. Goethe verliert sich als Knabe mit seinen Gespielen, er erfindend, diese teilnehmend und den jungen Dichter bewundernd, in märchenhafte Träume. Schiller, der künftige, hohe Lehrer seiner Volkes, fing nach dem Bericht seiner Schwester Christophine als kleiner Knabe oft an zu predigen, stieg auf einen Stuhl und ließ sich von seiner Schwester ihre schwarze Schürze als Kirchenrock umhängen. Dann mußte sich alles um ihn her still und andächtig verhalten und ihm zuhören; sonst wurde er so eifrig, daß er fortlief und sich lange nicht wieder sehen ließ: dann folgte gewöhnlich eine Strafpredigt. Auch gab Schiller, wie sein Freund von Hoven erzählt, in den sonstigen Spielen mit seinen Kameraden, wo es oft ziemlich wild herging, meistens den Ton an.

IV, 1. V. 18—21. Aus dem einsamen, weltfernen, geheimnisvollen Waldgebirge ist unser Gebirgsbach, den Stätten seiner Kindheit Lebewohl sagend, hervorgetreten in das anmutige Tal, das sich am Fuße des Gebirges hinzieht. Gemächlich fließt er dahin; bunte Blumen bekränzen, von seinem erquickenden Naß genährt, seine Ufer;

saftig grüne Wiesenflächen, die seinem belebenden Hauch ihre entzückende Frische verdanken, begleiten seinen Lauf, soweit
2, a. das Auge reicht. — Es ist der Eintritt aus der Knabenzeit ins Jünglingsalter, den uns der Dichter hier vor Augen stellt. Dem Jüngling hängt der Himmel voller Geigen; lachend liegen die Welt und das Leben vor ihm da, umglänzt vom Schimmer rosiger Hoffnungen, verklärt durch die vom rauhen Ernst des Lebens noch nicht angetasteten Ideale des jugendlichen Optimismus. Es ist die Zeit schwärmerischer Jugendfreundschaften, die Zeit der ersten seligen Jugendliebe; es sind die schönen Tage des freien Burschenlebens mit ihrem goldenen Traum, in denen man singt und jubelt:

„Noch sind die Tage der Rosen;
Schmeichelnde Lüfte umkosen
Busen und Wangen uns heut.
Brüder, genießet die Zeit!"

b. Ist dieser Lebensabschnitt schon bei gewöhnlichen Sterblichen von poetischem Glanz verklärt, wieviel mehr bei dem Jüngling, der zum großen Manne, zum Führer seiner Zeit heranwächst. Von ihm ganz besonders wird es gelten, was Schiller in einer Rückschau auf seine geistige Entwicklung bekennt:

„Wie sprang ‚von kühnem Mut beflügelt,
Beglückt in seines Traumes Wahn,
Von keiner Sorge noch gezügelt,
Der Jüngling in des Lebens Bahn.
Bis an des Äthers bleichste Sterne
Erhob ihn der Entwürfe Flug;
Nichts war so hoch und nichts so ferne,
Wohin ihr Flügel ihn nicht trug."

„Wie leicht ward er dahin getragen,
Was war dem Glücklichen zu schwer!
Wie tanzte vor des Lebens Wagen
Die lustige Begleitung her:
Die Liebe mit dem süßen Lohne,
Das Glück mit seinem goldnen Kranz,
Der Ruhm mit seiner Sternenkrone,
Die Wahrheit in der Sonne Glanz!"

Die herrlichen Tage schwellenden Hochgefühls sind es, in denen die Heldenjünglinge Orest und Pylades begeistert von großen Taten schwärmen:

„Große Taten? Ja,
Ich weiß die Zeit, wo wir sie vor uns sahn,
Wenn wir zusammen oft dem Wilde nach
Durch Berg und Täler rannten und dereinst,

An Brust und Faust dem hohen Ahnherrn gleich,
Mit Keul' und Schwert dem Ungeheuer so,
Dem Räuber auf der Spur zu jagen hofften,
Und dann wir abends an der weiten See,
Uns aneinander lehnend, ruhig saßen,
Die Wellen bis zu unsern Füßen spielten,
Die Welt so weit, so offen vor uns lag:
Da fuhr wohl einer manchmal nach dem Schwert,
Und künft'ge Taten drangen wie die Sterne
Rings um uns her unzählig aus der Nacht."

V, 1. Festhalten möchte es unsern jungen Gebirgssohn in seinem
V. 22 – 27. idyllischen, friedlichen Schattental; Hügel wollen ihm den Ausgang versperren; liebliche Blumen, deren holde Anmut er bald schmerzlich vermissen wird, umschmeicheln ihn. Doch unaufhaltsam, die Hügelkette in Schlangenwindungen durchbrechend, die holden Blumenauen hinter sich lassend, dringt er kraftvoll

2, a. vorwärts in die weite, freie Ebene hinein. — Wie verlockend winkt auch dem hochstrebenden Jüngling das schöne Trugbild leichten, müheloſen Genusses! Wie mancher geniale Mensch, von dem man Großes hoffte, ist schon der Versuchung erlegen, sich beruhigt auf ein Faulbett zu legen und zum Augenblick zu sagen: „Verweile doch,! Du bist so schön!" Verdorben, gestorben! Echte, gesunde Naturen lassen sich in kein trügerisches, weichliches Traumbild einlullen; in ernster Arbeit, getragen von der Energie festen sittlichen Wollens, sich selbst überwindend, schreiten sie vorwärts zum Leben der Tat; sie fühlen es: nicht im trägen Genießen, sondern im kraftvollen Handeln liegt des Men-

b. schen Glück und Würde. — Zu dem hungernden Menschensohn in der Wüste tritt der Versucher mit der Lockung: „Bist du Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brot werden! Laß die Gotteskraft, die dir verliehen ist, nicht ungenutzt! Verwende sie zu deinem Besten! Genieße! Du kannst es, wenn du willst." Der Herr aber weist den Versucher von sich; nicht süßem Genuß wendet er sich zu, sondern dem Leben dienender, sich selbst aufopfernder Liebe, von dem er später schnellfertigen Bewerbern um seine Jüngerschaft warnend das Bild vorhält: „Die Füchse haben Gruben, und die Vögel unter dem Himmel haben Nester; aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege." Statt der vom Versucher ihm gebotenen Ehre bei den Menschen wählt er Haß, Spott, Verachtung; statt der Krone des Weltherrschers die Dornenkrone; statt des Königsthrones das Kreuz auf Golgatha. — Wie uns das Leben unsres Heilandes so zur Bewährung der Schilderung unsres Dichters

dient, so schon die tiefsinnige Fabel des griechischen Weisen von Herakles am Scheidewege: nicht dem üppigen, weichlichen Genußleben der Glückseligkeit, sondern dem mühevollen Wege der Tugend wendet sich der junge Heros zu, dessen die Apotheose im Olymp harrt. — Der große Hohenzollernfürst, der den brandenburgisch-preußischen Staat geschaffen hat, zeigt schon als Jüngling einen männlichen Geist, wenn er sich den Versuchungen des üppigen Lebens im Haag entzieht und ins Kriegslager vor Breda geht mit der Erklärung: „Ich bin es meinen Eltern, meiner Ehre und meinem Lande schuldig" — so daß ihm der Prinz von Oranien bewundernd zuruft: „Eine solche Flucht ist heldenmütiger, als wenn ich Breda eroberte. Ihr habt das getan, Ihr werdet mehr tun. Wer sich selbst besiegen kann, der ist zu Großem fähig." — Aus dem idyllischen Musensitz zu Rheinsberg tritt der Urenkel dieses Fürsten, der große Friedderich, heraus als der erste Diener seines Staates zu einem Leben voll endlosen Kampfes, voll unermüdlicher Arbeit. — Der größte Staatsmann unsrer Zeit hat wohl als flotter Musensohn manche Nacht durchschwärmt, doch nie ernste Arbeit und Selbstzucht aus den Augen verloren. Sein Wahlspruch blieb das Wort seines Geschlechts: Noch lange nicht genug. Patriae in serviendo consumor konnte er später einmal ohne Überhebung bekennen. — An dem Ideal der Sturm- und Drangzeit unsrer Dichtung im vorigen Jahrhundert, der schrankenlosen Ungebundenheit der genialen Persönlichkeit, an der Neigung der Wertherzeit, seinem Herzen, dem „lieben Närrchen", alles zu Gefallen zu tun, ist so mancher hoffnungsvolle Jüngling jener Zeit zugrunde gegangen, — man denke nur an Goethes Freund Lenz und an den unglücklichen Bürger! — ein Goethe, ein Schiller haben sich aus der Zerfahrenheit jener Epoche in ernster Arbeit, in mannhafter Selbstzucht hindurchgerungen zu der harmonischen Bildung, dem besonnenen Maß der edlen Sittlichkeit einer reifen Persönlichkeit. Ihr Wort und Beispiel ruft jedem hochstrebenden Jüngling zu:

„Vergebens werden ungebundne Geister
Nach der Vollendung reiner Höhe streben.
Wer Großes will, muß sich zusammenraffen.
In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister,
Und das Gesetz nur kann uns Freiheit geben."

VI, 1. Durch manchen Bach verstärkt, tritt unser Fluß in die freie,
V. 22 – 48. weite, offene Ebene hinein, er selbst prangend im silbernen Glanz, zugleich ein herrlicher Schmuck der ganzen Landschaft,

die er durchströmt. Und nun wird er zur beherrschenden Ader eines großen Flußsystems, das sich über weite Fernen hindehnt. Ansehnliche Flüsse, die selbst schon einen weiten Lauf hinter sich haben, und kleinere Bäche, die von nahen Hügeln herabströmen, sie alle drängen sich seinem beherrschenden breiten Bette zu, um nicht, im dürren Sand vom glühenden Sonnenbrande aufgezehrt, vom hemmenden Berge gehalten, im Lande zu versumpfen, sondern, von seiner Kraft mit fortgetragen,

2. a. die weite Reise zum großen Ozean getrost zu unternehmen. — Welch schönes Bild der ersten frischen Manneskraft, mit der ein großer, seine Zeit und Umgebung überragender Geist anfeuernd, bestimmend, leitend, beherrschend in der Öffentlichkeit hervortritt, entrollt hier der Dichter vor unsern Augen! Dem unbewußten, unklaren Sehnen und Drängen seiner Zeit nach neuen Idealen, dem, wonach Tausende und aber Tausende in der Tiefe ihres Herzens, doch ratlos und kraftlos verlangen, ein solcher Geist gibt ihm einen klaren Ausdruck; er bricht ihm siegreich durch alle Hindernisse Bahn; er leitet es machtvoll in die Wege, die zum

b. Ziel führen. — Die einfältigen Stillen im Lande zur Zeit Christi verzehren sich in heißem Sehnen nach dem Heil, das Gott ihrem Volk verheißen hat, die Schriftgelehrten und Meister in Israel nach Art eines Nikodemus grübeln in eifrigem und doch fruchtlosem Sinnen über den Weg der Gerechtigkeit. Da tritt er auf, aus dessen Munde holdselige Worte gehen, der die Mühseligen und Beladenen selig preist und zu sich ruft, der die Heilsbotschaft vom Reich Gottes verkündigt, der gewaltig redet und nicht wie die Schriftgelehrten, — und das Volk eilt aus den Städten und Dörfern zu ihm, drängt sich um ihn zu Tausenden, jubelt ihm zu: „Hosianna dem Sohne Davids!“ und preist Gott, der durch ihn die Füße aller Suchenden auf den Weg des Friedens richtet; und in der Stille der Nacht sucht ihn der forschende Gelehrte auf, um von ihm Licht zu empfangen über den Weg zu Gott, der ihm durch seine Schulweisheit und Buchstabengelehrsamkeit verdunkelt ist. — Der alte Klausner Walthers von der Vogelweide ringt vergebens in seiner Einsamkeit die Hände und seufzt unter Tränen: „Hilf, Herre, deiner Christenheit!“ Der fromme Mönch härmt und kasteit sich in seiner Zelle unter Fasten und Beten und findet doch nicht den ersehnten Herzensfrieden; die großen Konzilien treten zusammen, und die besten Männer, die geistigen Führer des Zeitalters, ringen auf ihnen Jahrzehnte hindurch nach einer Reform der verderbten Kirche an Haupt

und Gliedern und können doch kein wirksames Heilmittel finden für die Schäden der kranken Zeit; in babylonischer Gefangenschaft schmachtet die Kirche Christi weiter trotz allen Sehnens und Ringens und Streitens. Da tritt der gottgesandte Mönch von Wittenberg aus seiner Klosterzelle auf den Plan mit seiner Predigt von der Gerechtigkeit, die aus Gottes Gnade kommt durch den Glauben ohne des Gesetzes Werke und ohne menschliche Mittler, — und der Mönch in seiner Zelle horcht auf und ruft staunend und beglückt: „Oho! Der wird's tun, der wird's hinausführen." Und Fürsten und Völker, Gelehrte und Handwerker scharen sich um den Mann, der das erlösende Wort gesprochen hat, und stehen zu ihm, der ihnen das Wort Gottes „klärlich wieder verkündigt wie kein Mann seit der Propheten und der Apostel Zeit", der ihnen den Weg zu Gott frei macht von knechtenden Menschensatzungen. — In trostloser Öde dehnt sich die Gottsched-Gellert-Weißesche Wasserflut über Deutschlands Geistesleben aus; ein mächtiges, doch unklares Sehnen und Suchen nach lebendiger Poesie schwellt die Brust des heranwachsenden Geschlechts; da erhebt der geniale Frankfurter Jüngling seine Stimme zu lebensvollem, herzbezwingendem Gesang, und wie im Märchen durch den Kuß des Prinzen Dornröschen samt allen Bewohnern des verwunschenen Schlosses aus hundertjährigem Schlaf erweckt wird, so regt es sich jetzt überall im deutschen Dichterwald, und tausend Stimmen antworten dem Weckruf des genialen Führers und vereinen sich mit den wunderbaren Klängen seines liederreichen Mundes zu einer großen, vielstimmigen, herzerhebenden Sinfonie.

VII, 1. V. 49—55. Und wie wirkt nun ein solcher führender Geist, unterstützt von der Schar seiner Schüler, Jünger, mitstrebenden Genossen und Gehilfen auf das ganze Leben seiner Zeit ein? Der mächtige, breite Strom befruchtet die Lande, durch die er seine Wassermassen dahinwälzt; er erschließt sie dem Weltverkehr; große, blühende, lebensvolle Städte entstehen an seinem Ufer; ganze Landschaften und Länder hängen in ihrem Leben und Gedeihen von ihm ab und empfangen so auch ihren Namen von ihm. Ägypten ist ein Geschenk des Nils; der Kongostaat verdankt seine Existenz seinem Riesenstrom; was wären die Rheinlande mit ihrer reichen Industrie, ihrem blühenden Weinbau ohne den Rhein, den lebenskräftigen Sohn der Hochalpen? Das ungeheure, unerschöpflich reiche Leben von Weltstädten wie Hamburg, Bremen, London wächst hervor aus den Fluten ihrer Ströme und würde sich in nichts auflösen, wenn diese

2, a. versiegten. — So ist auch das untrügliche Kennzeichen wahrer Geistesgröße stets schöpferische Produktivität. Ein wahrhaft großer Mann reißt nicht bloß Veraltetes nieder; er baut, er schafft, er wirkt befruchtend, belebend, umgestaltend ein auf seine Umgebung und sein ganzes Zeitalter. Wie sein Geist schwächere Geister in seinen Bann zieht, sie mit fortreißt, bildet und stärkt, so wächst auch er selbst gewaltig in seiner Tatkraft, seinem Wollen und Vermögen durch den Anschluß der Volksmassen, durch das Bewußtsein, Tausenden verpflichtet zu sein, die von ihm ihr Wohl und Wehe abhängig machen, deren Geschick an sein Tun und Lassen geknüpft ist. Und so wachsen denn aus seinem Wirken neue Lebensformen hervor, die in Kirche, Staat und Gesellschaft auf Jahrhunderte, ja unter Umständen bis ans Ende der Zeiten hin die Bahnen bestimmen, in denen die Ent-
b. wicklung der Menschheit fortschreitet. — Der Geist Christi hat über dem Schutt und den Trümmern der antiken Welt im Orient und Okzident neue, blühende, lebenskräftige Reiche erstehen lassen und wirkt in allen fünf Erdteilen fort und fort als Salz der Erde in Religion, Sitte und Recht, erhaltend und bewahrend, umgestaltend und erneuernd schöpferisch weiter. Luthers Persönlichkeit hat dem Leben der europäischen Völker eine neue Gestalt gegeben; in seiner Tat liegen die Wurzeln der Kraft des ganzen protestantischen Nordens von Europa und auch Amerika; ja, das Geistesleben aller modernen Kulturvölker ruht zu einem guten Teil auf der Befreiungstat des Wittenberger Mönches. So gilt denn von allen geistigen Heroen das schöne Wort, das Goethe seinem großen abgeschiedenen Freunde Schiller nachruft:

„Wir haben alle segensreich erfahren,
Die Welt verdank' ihm, was er sie gelehrt.
Schon längst verbreitet sich's in ganzen Scharen,
Das Eigenste, was ihm allein gehört.
Erglänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend."

VIII, 1. V. 56–68. Des Stromes Lauf ist nicht abgeschlossen, wo die großen Hafenstädte mit ihren hochragenden Palästen sich an ihm hinbreiten, wo der wogende Menschenverkehr in Handel und Wandel tausendstimmig sich an ihn herandrängt, an ihm und auf ihm dahinflutet. Unaufhaltsam zieht er auch an diesen Stätten, den laut redenden Zeugen seiner schöpferischen Macht, in majestätischer Größe vorüber. Gewaltige Seeschiffe ohne Zahl, die eine Welt von Gütern in sich bergen, führt er stolz mit sich da-

hin, bis er seine Fluten rauschend und brausend, daß man den fernen Schall einer mächtigen Orgel zu vernehmen meint, in das große Weltmeer ergießt und mit ihm sich wieder vereint, von dem er einst als luftiger Wasserhauch zu den Wolken emporschwebte, um dann im Felsenquell des hohen Gebirges hervor-

2. a. zuspringen und seinen Erdenlauf zu beginnen. — So reicht auch das Leben und Wirken großer, epochemachender Geister hinaus über diese Erde und ihre Verhältnisse in die Ewigkeit, aus der es stammt. Das Wirken aller wahrhaft großen Persönlichkeiten bringt die Menschen nicht nur in äußerer Kultur und irdischer Macht vorwärts, sondern fördert sie in der Entwicklung ihres geistigen, sittlichen, religiösen Wesens, hilft das Ebenbild Gottes in ihnen reiner ausgestalten, führt sie — im Sinne von Apostelgeschichte 17, 27 — näher zu ihrer ewigen Bestimmung, trägt sie zu Gott empor. —

b. Unsers Luthers Glaubenskraft hat durch seine verdeutschte Bibel, durch seine kraftvollen Lieder, seine schlichten und doch so gehaltvollen Katechismen, durch seine ganze vorbildliche Persönlichkeit nun schon jahrhundertelang in vielen Geschlechtern lebendige Hingabe des Herzens an Gott und alles Gute geschaffen, und dankbar werden ihn noch in Zukunft ungezählte Scharen preisen als ihren Führer zu Gott.

C. „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis" — ruft uns unser großer Dichter am Schluß seiner größten Dichtung zu. Fürwahr, er hat es verstanden, auch in dem von uns betrachteten Gedicht das mit liebevollster, sinnigster Beobachtung aufgefaßte, mit der schöpferischen Gestaltungskraft des wahren Dichters wiedergegebene Natur-leben zum Spiegel des höchsten Geisteslebens zu machen und uns in diesem Spiegel eine Fülle der schönsten Wahrheiten schauen zu lassen, die uns das Werden und Wachsen, den Ursprung und das Ziel, die Kämpfe und die Erfolge der großen, führenden Geister unseres Geschlechtes verständlich zu machen. „Des Menschen Seele gleichet dem Wasser" — so lautet das Thema eines andern Goetheschen Gedichts, in dem uns der Dichter schön und tiefsinnig das feuchte Element in seinen wechselnden Erscheinungsformen allgemein als Sinnbild menschlichen Seelenlebens vorführt. Ebenso wahr und tiefsinnig, gehaltvoll und schön hat unser Hymnus ein Abbild vom Leben und Wirken der großen Geisteshelden der Menschheit im Quell und Bach, im Fluß und Strom an unsern Augen vorüberziehen lassen.

[Cleve, S. 6 ff.]

4. Das Leben ein Strom.

A.

Die Natur ist ein großes Buch; nur muß man verstehen, darin zu lesen.

B.

Das Leben ein Strom.

I. Die Quelle: die Geburt.

1. Die Quelle.
   a. Unscheinbar und klein:

   „Hier ist des Stromes Mutterhaus,
   Ich fang' ihn mit den Armen auf."

   b. Geheimnisvoll seine Herkunft:

   „Wie der Quell aus verborgenen Tiefen" usw.

2. Die Geburt.
   a. Hilflos und schwach kommt das Kind zur Welt, der sorgsamen Pflege der Mutter bedürftig.
   b. Geheimnisvoll ist das Werden aller Kreatur, vor allem des Menschen.

II. Der Flußlauf: die Lebensbahn.

1. Der Oberlauf: die Jugend.
   a. Der Oberlauf: lebhaft, stürmisch, brausend.
      α. Zuflüsse teils reiner, teils unreiner Art lassen den Bach zum Flusse wachsen; ein plötzliches Unwetter läßt beide über die Ufer treten.
      β. Hindernisse und Hemmungen treten ihm entgegen, teils von der Natur bereitet: Felsen, Sümpfe, Sand; teils von Menschen bereitet: Wehre, Mühlräder usw. Schäumend brausen die Wasser darüber hinweg.
   b. Die Jugend: gleichfalls stürmisch und brausend.
      α. Zuflüsse: die körperliche Pflege der Mutter, die geistige Pflege der Schule einerseits und unreine Gedanken anderseits.
      β. Hindernisse und Hemmungen.
         αα. Seitens der Natur: Kinderkrankheiten, die jeder durchmachen muß;
         ββ. seitens der Menschen: törichte Hoffnungen und Entwürfe der Jugend werden zunichte durch besondere Mahnung Erwachsener; Untugenden wird ein Halt geboten.
2. Der Mittellauf: das Mannesalter.
   a. Der Mittellauf, ruhig und gemessen. Ein Bild rüstiger Kraft im Dienste der Menschheit: die Erzeugnisse des Oberlandes trägt er der Küste zu und umgekehrt.

b. Das Mannesalter: überlegend und bedächtig.
α. Die Tätigkeit des Mannes draußen.
β. Die Tätigkeit der Frau im Hause.

3. Der Unterlauf: das Greisenalter.
a. Der Unterlauf: träge und langsam. Keine oder wenige Zuflüsse, fast gar kein Gefäll, eintönige Gegend; die Schiffe kommen nur langsam von der Stelle.
b. Das Greisenalter: matt und langsam. Immer freudenarmer die Tage, geringer die Zahl der Freunde, schwerfälliger die Entschlüsse, langsamer deren Ausführung.

III. Die Mündung: der Tod.

1. Die Mündung.
Das Meer nimmt schließlich den Strom auf, aber das Wasser geht nur scheinbar verloren.

2. Der Tod.
Der Greis tritt schließlich durch die dunkle Pforte des Todes hinüber in die weite Halle der Ewigkeit. Aber auch das Leben geht nur scheinbar verloren (es lebt weiter in den Werken des Verstorbenen).

C.

Nicht alle Flüsse machen ihre vollständige Entwicklung durch.
Nicht alle Menschen durchwandeln die ganze Lebensbahn.

---

5. „Mahomets Gesang" und „Mächtiges Ueberraschen", zwei Bekenntnisse des Glaubens Goethes an seine Sendung.

A. Goethe spricht es einmal sehr scharf aus, daß, wer etwas Rechtes geleistet oder kann, davon in natürlicher Art auch sich und anderen Rechenschaft ablegen darf:

„Nur die Lumpe sind bescheiden;
Brave freuen sich der Tat."

Um wieviel mehr darf das Genie ein starkes Bewußtsein seines Könnens in sich tragen, wofern es sich stets zugleich der starken Pflichten bewußt bleibt, die es wie eine gottgeweihte Mission gegen die Welt hat! Ein solches Gefühl gottgewollter Sendung bekundet Goethe von der Geniezeit an bis ins Alter. Wundervoll schließen sich in dieser Hinsicht zwei lyrische Bekenntnisse aneinander: Der Hymnus „Mohamets Gesang" und das Sonett von 1907 „Mächtiges Überraschen".

B, I. An der Schwelle des Greisenalters steht der Dichter, als er das Sonett erklingen ließ.

1. Ungeheure Leistungen hat sein Genie vollbracht. Auf ihn

schaut die Welt. Er weiß, daß sich keines der menschlichen Gefühle seinen lyrischen Gestalten entzogen hat; er hat im Drama Entwickelungen dargestellt, durch die er dem feinstbeweglichen Empfinden genug getan, und alle Räume menschlichen Forschens hat er sich erschlossen: er ist sich seines gewaltigen Könnens, seines Vollbringens, seines Wertes bewußt: so strömt sein Leben majestätisch unmittelbar der Unsterblichkeit, der Vergöttlichung zu: ihm lauscht eine Welt, ohne daß ihr Blick, ihr Beifall, ihre Liebe, ihr Haß ihm die geringste Unruhe, den geringsten Aufenthalt macht:

Ein Strom entrauscht umwölktem Felsensaale,
Dem Ozean sich eilig zu verbinden;
Was auch sich spiegeln mag von Grund zu Gründen,
Er wandelt unaufhaltsam fort zum Tale.

2. Da plötzlich drängt das Leben, freudige Beunruhigung bringend, wieder an ihn heran. Wird er wieder jung? Soll Leid und Lust seiner Lili-, seiner Werther-Zeit ihn wieder durchströmen? Auch olympische Götter erfaßt die Liebe: aber auch in deren Anwandlung bleiben sie Olympier. Auch wo der schon fast vergöttlichte Genius Goethes wie ein Jugendlicher der Liebe Unruhe und Fessel verspürt, bleibt er sich seiner stolzen Ganzheit bewußt: wohl rastet er, und es verbreitet sich, auf seinen Schwingen ruhend, sein Geist; er, der bisher an der Welt und ihren wechselnden Erscheinungen vorüberglitt, schenkt ihr nun vorübergehend einen Blick, auch in dieser Rast auf der Höhe seiner gottgewollten Bahn bleibt er groß: ein neues Leben tritt in Erscheinung, aus seinem Geiste rückgestrahlt; die Welt hat den Gewinn: sie bestaunt ihr Bild in seinem Geiste, wie der Himmel und das Weltall das seine im Meere. Der Widerhall des neuen Erlebens wird von ihm der Welt geschenkt, die neuen Dichtungen, die es in ihm ausgelöst hat. So preist die Welt die Fügung, welche die alternde Weisheit des Dichters nicht erkalten ließ, ihr die lieblich blühende Minna Herzlieb in den Weg führte und ihn in gottgesegneter Torheit erglühen ließ. Welch eine majestätische Vorstellung weltenhafter Größe seines allumfassenden Geistes löste sie aus:

Dämonisch aber stürzt mit einem Male —
Ihr folgten Berg und Wald in Wirbelwinden —
Sich Oreas, Behagen dort zu finden,
Und hemmt den Lauf, begrenzt die weite Schale.
Die Welle sprüht und staut zurück und weichet,
Und schwillt bergan, sich immer selbst zu trinken;
Gehemmt ist nun zum Vater hin das Streben.
Sie schwankt und ruht, zum See zurückgedeichet;
Gestirne, spiegelnd sich, beschau'n das Blinken
Des Wellenschlags am Fels, ein neues Leben. —

II. Sehen wir hier den genialen Geist gewissermaßen kurz vor dem Ziele seiner Vollendung, so finden wir ihn näher dem Anfang seiner gewaltigen Entwickelung in Mahomets Gesang".

1. Hier liegt der weite Weg noch vor ihm. Ist er dort der in einer Herrlichkeit sich in sich selbst Bewegende und Beruhende, so sehen wir ihn hier vor Lust und Gefühl seiner Kraft und seiner spielend siegenden Fähigkeiten schäumen. Das Ziel göttlicher Vollendung kennt er auch da schon: ist sich der hohen Sendung bewußt, die Entwickelung einer Welt, seiner Welt in seinem Ich zu vollenden. Ebendahin streben, ach, so viele; ihm aber ist die Erreichung in der Wiege gesungen, jenen nicht. Auch er tändelt und spielt als Kind, als Jüngling; doch er verliert sich nicht; er weiß, was er sich und seinem Volke, seinen Mitstrebenden und der Menschheit schuldig ist. Er wird in genialem Sturm und Drang Führer, Wegmacher, Haupt aller Strebenden, wird Goethe. Und vor sich sieht er klar, was für gewaltige Aufgaben zu erfüllen sind; und mit Lust macht er sich daran: er weiß es, er verkörpert den Genius der Menschheit und stürzt sich vorauf als Wegbahner, nie an der Erreichung des Zieles, der Vollendung zu göttlicher, weltumspannender Größe zweifelnd.

2. Und diesen Gefühlen hat der Dichter ein sich wunderbar schmiegendes, einheitliches Symbol gefunden: das strömende Leben des Flusses, hier wie dort das versinnlichende Bild.

Im Hymnus sehen wir den Strom durch all seine Entwicklungsstufen dahin rauschen und -gleiten: bis zu seinem Aufgehen im Meer. Aber beherrschend wirkt hier die Vorstellung des dämonisch-geheimnisvollen Werdens seines kraftbegabten Wesens aus unsichtbaren „nie entdeckten" Quellen. Hoch oben, dem Himmel nahe, in umwölkter Region, dem Tummelplatz unterirdischer Wesen, entspringt er: nie kann er zum versumpfenden, dürftig und trübe schleichenden Rinnsal der Ebene werden. Gewaltiger Sturz und Schwung gibt ihm von Anbeginn an sein sprühendes, brausendes Leben: tiefer unten noch treibt er ein hüpfendes, neckisches Spiel; aber da schon reißt er die Führung an sich: Zuflüsse nimmt er mit sich fort, und dann strömt er nutzbringend, herrlich breit und hehr in unerforschlichen, gott- und selbstgewollten machtvollen Windungen dahin. Welch ein Symbol kraftvoller Lust, zielgemäßen genialen Strebens.

C. Er ist derselbe, dieser Strom, in dem Sonett: er hat den gleichen, göttlich hohen Ursprung; er hat dasselbe Ziel stolzen Aufgehens in den unendlichen Ozean. Aber in Erscheinung tritt er nicht als Werdender, nicht als Gewordener, sondern als gewaltig Seiender: ein hoheitsvoller

Strom „wandelt" er ungehemmt, mühelos, und wollte etwas ihm wehren, er würde sich in sich selbst aufstauen und vollenden zum Meere.
]Vgl. Schulze, LL. 1914, S. 18.]

Aufgaben zur Auswahl.

1. Gedankengang und Gedankengehalt. (Meyer, S. 304.)
2. Erklärung des Grundgedankens und seine Durchführung.
3. Deutung und Veranschaulichung (und Würdigung) des Gedichtes.
4. Das Gedicht, eine Allegorie.
5. Der Strom, eine Allegorie.
6. Der Stromlauf, ein Heldenleben. (Allegorische Schilderung.)
7. Das Leben des Menschen unter dem Bilde eines Flusses. (Haselmayer, Afb. S. 86; Möbus, S. 291.)
8. Das Gedicht, ein Bild der Entwicklung großer Männer.
9. Das Gedicht, ein Bild der Entwicklung der Menschheit.
10. Das Leben eines irgendwie epochemachenden Mannes, verglichen mit einem großen Strome.
11. „Mahomets Gesang" soll an dem Leben eines großen Mannes erläutert werden.
12. Der Kreislauf des Wassers und seine Bedeutung im Haushalte der Natur, dargestellt im Anschluß an das Gedicht.
13. Der Rhein. Eine Schilderung seines Laufes im Anschluß an das Gedicht.
14. Welche Bedeutung legt Goethe in dem Gedicht den großen Strömen bei?
15. Welche Aufgabe teilt Goethe unter dem Bilde der Entwicklung eines großen Weltstromes dem außerordentlichen Manne zu?
16. Der Entwicklungsgang und die Bedeutung Goethes im Lichte des Gedichtes. (Matthias, S. 90.)
17. Inwiefern war Goethe in dem Gedicht der Prophet seines eigenen Werdens und Wirkens?
18. Hat Goethe in dem Gedichte die Entstehung und Verbreitung der monotheistischen Religion richtig geschildert?
19. Menschliche Nöte nach „Mahomets Gesang", V, 42—45.
20. Des Helden Lebenslauf nach Goethes Gedichten „Mahomets Gesang" und „Adler und Taube".
21. Vergleich des Gedichts mit Krummachers Parabel „Der Rhein".
22. Vergleich des Gedichts mit Reinicks „Der Strom" und Hölderlins „Der gefesselte Strom".
23. Vergleich des Gedichts mit Stolbergs „Felsenstrom".
24. Vergleich des Gedichts und des „Gesanges der Geister über den Wassern" mit Stolbergs „Felsenstrom".

III. Adler und Taube.

(1772/73.)

1. Erläuterung und Gliederung.

A.

Goethes von hohem Kraftgefühl und dem beglückenden Bewußtsein seines Genius durchdrungene Adlernatur hat sich im Myrtenhain Friederikens nicht fesseln wollen; aber der Bruch mit ihr und der Schmerz des geliebten Mädchens schlägt ihm eine tiefe Wunde, die schwer heilt und seine Schwungkraft lähmt: seelisch kommt er nicht von ihr los. Und nun sieht sich sein Feuergeist — zumal in seiner damaligen gesteigerten Erregung und Schaffenslust — in Frankfurt aufs neue in kleine Verhältnisse hineingezogen, als der Adlersjüngling auf Wunsch des Vaters den Advokatenberuf ergreift, anstatt eine seinen Gaben entsprechende schöpferische Tätigkeit ausüben zu dürfen. Seinem Straßburger Beichtiger Saltzmann vertraut er am 28. November 1771 in einem bezeichnenden Bilde: „Frankfurt bleibt das Nest. Nidus wenn Sie wollen. Wohl um Vögel auszubrüteln, sonst auch figürlich spelunca ein leidig Loch. Gott helf aus diesem Elend. Amen."

Namentlich war es der Vater, der die Philosophie behaglicher Genügsamkeit, der dem jungen Adler Taubenweisheit predigte. Das belegt „Dichtung und Wahrheit", am Anfang des 12. Buches, wo von der Rückkehr nach Frankfurt die Rede ist (Werke, Bd. 24, S. 53):

> „Der Vater, in seinen verjährten Liebhabereien und Beschäftigungen ein zufriedenes Leben führend, war behaglich wie einer, der trotz allen Hindernissen und Verspätungen seine Pläne durchsetzt. Ich hatte nun promoviert, der erste Schritt zu dem ferneren bürgerlichen stufenweisen Lebensgange war getan" usw.

Auf dasselbe Verhältnis von Vater und Sohn deutet auch eine spätere Äußerung zurück (Briefe II, 104):

> „Ich lasse meinen Vater jetzt ganz gewähren, der mich täglich mehr in Stadt-Zivil-Verhältnisse einzuspinnen sucht, und ich laß es geschehen. So lang meine Kraft noch in mir ist! Ein Riß! und all die siebenfachen Bastseile sind entzwei."

Auch sonst wird es nicht an Lobrednern, auf die Freuden, die dem Götterjüngling aus einer solchen ruhigen, aber doch seiner Natur völligen widerstrebenden Tätigkeit erwachsen würden, gefehlt haben. — Mit alledem haben wir den natürlichen Boden, die psychologischen Voraussetzungen für die Tierfabel vom gefesselten Prometheus-Genie gewonnen.

B.

Erläuterung und Gliederung.

I. Erläuterung.

Unter dem Adler ist ein von hohem, idealem Streben (Flug zur Sonne) erfüllter Mensch zu verstehen, dem die Mittel zu erfolgreichem Streben durch äußeres Mißgeschick (Pfeilschuß) des Jägers geraubt sind (Sennkraft der rechten Schwinge weggeschnitten), und der deshalb von Unmut und Gram erfüllt ist. Unter dem Tauber dagegen wird ein Mensch vorgeführt, der sich, ohne Ahnung höherer Ziele, innerhalb des engbegrentzen Kreises (Myrtenhain) eines gewöhnlichen Lebens bewegt und in harmlosem Genusse sein ganzes Glück sucht und findet und nicht begreifen kann, wie andre sich daran nicht genügen lassen können (Selbstgefälligkeit, V. 32). Aber was in dem Leben der Taube hohe Lust ist und als weise Genügsamkeit gelten mag, ist in einem Adlerleben unwürdiger Genuß und unerträglicher Müßiggang.

II. Gliederung.

AA. Einleitung. Voraussetzung der Handlung: ein Adlersjüngling steigt hoch in die Lüfte und wird dabei durch den Pfeil eines Jägers am rechten Flügel verwundet, so daß er in einen Myrtenhain hinabstürzt. (V. 1–4.)

BB. Ausführung. Adler und Taube. (V. 5–50.)

I. Der unglückliche Adlersjüngling. (V. 5—22.)

1. Die Heilung der Wunde. (V. 5–11.)
2. Die zurückgebliebene Lähmung des Flügels und deren unmittelbare Folge. (V. 12—17.)
3. Die Trauer über das niedrige Dasein, zu welchem sich der Geheilte verurteilt sieht. (V. 17–22.)

II. Das glückliche Taubenpaar. (V. 23–50.)

1. Die Begegnung. (V. 23—29.)
2. Die verführerische, von Unverständnis gegenüber dem Seelenschmerze des Adlers getragene Ausmalung idyllischen Behagens. (V. 30–46.)
3. Die beschränkte Auffassung vom Wesen des Glückes. (V. 47–50.)

CC. Schluß. Das Ergebnis. Der Adler charakterisiert die Moral der Taube: mit Worten — als Taubenweisheit; nicht minder durch charakteristische Gebärde, welche die seelische Wirkung auf den Adler veranschaulicht. (V. 51—53.)

C.

Vergleich des Gedichtes mit Schillers „Pegasus im Joche". Was bei Goethe die Verwundung des Adlers ist, ist bei Schiller die Knecht-

schaft des Götterpferdes; bei Goethe ist Resignation der Schluß, bei Schiller die endliche Erlösung; bei Goethe ist im allgemeinen an hohe Ziele, vornehmlich an praktische (V. 2), zu denken, bei Schiller im besondern an das Schaffen dichterischer Werke.

[Vgl. AdD., S. 319; Heuwes, S. 127; Kern, S. 78; Kiy, I, S. 87; Matthias, S. 89; Wolff, S. 482.]

---

2. Die Idee des Gedichtes.

A. Namentlich von Goethe gilt es, daß seine Gedichte erst durch Erläuterung ihrer Entstehungsgeschichte und seiner derzeitigen Grundstimmung zu vollem Verständnis gelangen. Denn was er dichtete, war innerstes Erlebnis, war Bekenntnis. Dichter und Philosoph haben ja das gemeinsam, daß sie in den Kern der Dinge eindringen, daß ihnen das Vergängliche nur ein Spiegelbild des Unvergänglichen ist. Wie der Philosoph von der Erfahrung zum Gesetz aufsteigt, so ruft der Dichter „das einzelne zur allgemeinen Weihe, wo es in herrlichen Akkorden schlägt". Aus der Blüte des Sinnlichen (Tatsächlichen) entwickelt sich die Frucht des Geistigen (die Idee). Veranschaulichen wir uns dieses an einem Beispiele: an Goethes „Adler und Taube"!

B. I. 1. Was bedeutet Adlersjüngling? Es ist der jugendliche Genius, der voll Vertrauen zu sich selbst und zu der Welt „die Flügel hebt"; er möchte ein hohes Ziel erringen, ja wie einen „Raub erbeuten das Glück des Ruhmes", das ihm so sonnen-
a. golden winkt. Da trifft ihn ein Mißgeschick. Wie können wir
α. dies deuten? — Die erste große Enttäuschung wird ihm zu teil; wie ein Schlag aus heiterer Höhe, wie der Pfeilschuß eines unsichtbaren Jägers streckt es ihn nieder: er hatte zur Höhe aufsteigen wollen und wird in die Tiefe hinabgeschleudert. Er glaubte sein Wollen und Können gekrönt, und er sieht es scheitern. Woran? An dem tragischen Widerstreit von Wirklichkeit und Phantasie. Was dem Genius als Ideal vorschwebt, das erreicht er doch nie; das naivere Talent begnügt sich, das Genie strebt über sich hinaus; es macht bitterschwere Entwicklungskrisen durch, und wenn etwas vollendet ward, findet der Genius es eben erst angefangen:

„Ein Vollendetes hinieden
Wird nie dem Vollendungsdrang".

Und doch seufzt der Jüngling zu Sais:

„Was hab' ich, wenn ich nicht alles habe?"

Unbegrenzt ist das Streben und Ringen, aber der Erfolg? — Wer alles studiert hat, er klagt mit Faust:

„Und sehn, daß wir nichts wissen können!
Das will mir schier das Herz verbrennen".

Mit vollen Segeln fährt der Jüngling hinaus ins Leben: da nahen die Stürme und treiben ihn in den Hafen zurück. Er glaubte, etwas Großes, Stolzes zu vollbringen; aber der Frühling hat noch keine reifen Früchte. Selten gelingt in jungen Jahren ein Meisterstück. Da faßt den Armen die Melancholie des Unvermögens, der menschlichen Beschränkung. Er dünkt sich so groß und ist doch so klein. Er sah den blauen Himmel offen, er sah die Sonne des Glückes strahlen —

„Ach, daß kein Flügel mich vom Boden hebt!"

So wandelt sich das Selbstgefühl in Mißtrauen zu sich selbst, in Mißmut, in Verzweiflung. Je tiefer die Natur des Menschen ist, desto schwerer trägt er an solchen Fesseln, die ihm die irdische Beschränktheit anlegt. Die Genies tragen den Zug des Leidens neben dem des sieghaften Triumphes. In ihre Lorbeerkrone schlingen sich die Dornen. Vom Himmel kommt das Genie, zum Himmel steigt es, und wieder nieder zur Erde muß es, ewig wechselnd.

Aber diese Erdenschwere drückt. Der Genius ringt heiß mit diesem Schmerz über die eigene Unvollkommenheit und Schwäche oder auch über die Leidenschaft, die zu weit ihn fortriß, die des Zieles, des „Raubes" sich schon sicher wähnte und dann einer desto herberen Enttäuschung weichen mußte.

Der Titanenstolz und Titanenmut wird gebändigt, wird in die von der Natur gesetzten Grenzen zurückgewiesen. Aber es schmerzt den Prometheus, an den Felsen geschmiedet zu sein, es schmerzt den Adler, „Qual zu zucken" mit zerschnittener Sennkraft.

β. Oder des genialen Menschen Wollen und Können scheitert an äußeren Verhältnissen; an der Not und Armut und Sorge um das Alltägliche. Er ist eingespannt an den Pflug niedriger Arbeit, wie Pegasus im Joche; er muß Frondienste tun; anstatt sein Inneres ausruhen zu lassen, muß er künstlich die aufsteigenden Gedanken totschlagen, seine reichen Empfindungen und Ideen unterdrücken; er muß Handwerker sein, wo er Künstler sein könnte; er gewinnt den ihm gebührenden Platz an

der Sonne nicht; alles in Amt und Beruf engt ihn und drückt ihn; er muß erwerben, um Mammon dienen, obwohl er sich als König im Reiche der Geister dünkt. Wie der Adler „unwürdigem Raubbedürfnis" nachgeht, mühsam am Boden sich hinweghebend, muß er wie ein Alltagsmensch trachten nach Atzung und Kleidung. Er muß seine Gaben verzetteln, sein Talent in kleinen Münzen ausprägen; ihm ist es, als ob er sich selbst ungetreu werde, wenn er unter sich selbst hinabsteige; es packt ihn die Angst, die Zeit zu versäumen, die noch an gesunder Kraft ihm gegeben ist, und nimmer das, was im Innern lebendig ist und zum Lichte drängt, auszugestalten, nimmer seinem Volke das sein zu können, wozu er berufen und was zu leisten er gewillt ist. Da knirscht er wohl, wie das edle Pferd in den Zügeln schäumt, die es zurückhalten. In seiner zartorganisierten, feinfühligen Seele empfindet er alles doppelt schwer; was andern vielleicht nur ein Nadelstich ist, das bedeutet für ihn einen Keulenschlag, einen Pfeilschuß, der ihn lähmt für Stunden, für Tage, vielleicht für immer.

b. Die Geschichte unseres Geisteslebens ist reich an genialen Menschen, die, früh gebrochen, nie zur vollen Entfaltung kamen, die unter dem Drucke der Not sich aufrieben und schließlich erlahmten, wie der Adler, der da „ruht tieftrauernd auf dem niedern Fels am Bach; er blickt zur Eich' hinauf, hinauf zum Himmel, und eine Träne füllt sein hohes Aug'".

Schlimmer als Not und Armut ist der Unverstand der Menge, der dem Genius die Wege versperrt und die Flugkraft lähmt.

„Du gleichst dem Geist, den du begreifst".

Wie soll also die große Masse etwas anderes lieben und würdigen als das Mittelmäßige, als die gewöhnliche Durchschnittsware? Wie soll sie ein Verständnis haben für das Überragende, das Geniale?

Alles Neue, wenn es wahrhaft groß ist, wirkt zunächst überwältigend und verblüffend. Nur einer kleinen Minderheit öffnet sich Sinn und Auge für die Offenbarung des Gewinns.

Die Geschichte lehrt es zu allen Zeiten und auf allen Gebieten. Religionsstifter höhnte, kreuzigte man, Entdecker und Erfinder, Befreier der Menschheit von Wahn und Irrtum kerkerte man ein oder verbrannte sie. Das Leben eines Genies ist mit Kampf wider den Unverstand, ist mit Leiden

gesättigt; dem Lebenden wird selten der Lebende gerecht; Überschätzung und Unterschätzung sind das Übliche; Eifersucht und Neid walten vor; wenn es zu spät ist, trauert man an Gräbern und Denkmälern. Wie haben deutsche Dichter gelitten (Bürger, Schiller, Hebbel, Kleist usw.), wie spät sind große Künstler erst erkannt worden (Bach, Beethoven, Böcklin)! In Unglück und Wahnsinn sanken viele der reichsten und edelsten Menschen dahin. Männer der Tat sind auch Männer des Kampfes, Kampf aber wirkt Erbitterung, Verkennung, Haß. Von Miltiades bis auf Bismarck bewahrheitet es sich: Undank und Unverstand sind die Münzen, mit denen die Welt lohnt.

„Sollen dich die Dohle nicht umschrein,
Mußt nicht Knopf auf dem Kirchtum sein!"
— Werke, Bd. I, S. 496. —

Die Fortschritte der Menschheit sind langsam,; sie reift zu höhern Ideen erst ganz allmählich; ein neuer Gedanke kostet oft Ströme Blut. —

2. Das Gedicht „Adler und Taube" ist somit eine herzbewegende Klage über die Tragik des Menschenloses, in dem die Größe eng verbunden ist mit Leiden; die Sonne leuchtet wohl aber schafft auch dunkle Schatten. Es ist ein Protest wider Philister- und Banausentum. Denn dies ist durch die Tauben vertreten.

Sie gehen im Sinnengenuß auf, sind voll Mutwillen, wandeln nickend daher, rucken einander an, „ihr rötlich Auge buhlt umher". Der Tauber schwingt sich „neugiergesellig" zum Adler hin und blickt ihn „mit Selbstgefälligkeit" freundlich an.

Solche gewöhnlichen Naturen ahnen nichts von der Entfernung, die sie von dem Genius trennt; sie werden vertraulich, wo sie ehrerbietig und zurückhaltend sein sollten; sie sind neugierig und drängen sich unaufgefordert heran; sie spreizen sich wichtigtuerisch mit ihrer Klugheit und Lebenserfahrung, tun mitleidig, gefühlvoll. Aber was sie vorbringen, das kann den Unglücklichen weder fördern noch trösten. Sie haften immer am Boden; sie können aus dem engen Kreise ihrer niedrigen Anschauungen nicht heraus. Der Sinnengenuß ist dasjenige, worum sich alles bei ihnen dreht. Nicht geht ihnen eine Ahnung davon auf, daß die Bescheidung und die Genügsamkeit, die sie predigen, im Grunde genommen nichts anders ist als tatlose, wenn auch genußfrohe Trägheit, als Dumpfheit und Stumpfheit des innern Sinnes, daß es ohne Unzufriedenheit für den tätigen Menschen keinen Fortschritt gibt, daß die Fesseln nur

sprengt, wer sie als solche empfindet, daß ohne Ehrgeiz, ohne das beseligende Gefühl, Bleibendes zu schaffen, ohne die Vorahnung kommender Jahrhunderte niemand ringen und streben und kämpfen und — leiden würde,*) daß die Genügsamkeit, die überall genug hat, auch zum Laster werden kann, denn in ihr wurzeln Selbstzufriedenheit, Selbstgefälligkeit, Eitelkeit, Energielosigkeit; ein unnütz Leben aber ist kein Leben mehr, sondern Tod.

So denkt denn auch, wie er den Tauber hört, der Adler bei sich: „Rede nur, salbadere nur! Von dir zu mir führt kein Steg; zwischen uns gähnt eine tiefe Kluft; du kannst mich nicht verstehen, und ich will dich weder belehren noch bekehren."

So versinkt er in schmerzliche Resignation.

Das ist also das Ende der Betrachtung, der tragische Beschluß genialen Strebens, das von den Widerständen der Welt zu Boden geworfen wurde.

So spielt sich in dieser „Fabel", inmitten idyllischer Umgebung, ein tragisches Geschick ab. —

II. Inwiefern wird nun diese Auffassung des Gedichtes durch die Eigenart Goethes und durch die Stimmung jener Zeit seines Lebens, in der es entstand, gestützt? Wie fließen hier also persönliche Erlebnisse und allgemeine Gedanken zusammen?

1. Das Gedicht stammt aus dem Jahre 1773. Da stand der Götterjüngling in der jugendlichen Vollkraft seines Könnens, im Sturm und Drang, der ihn zu dem Wolken trug, in einer gärenden Entwicklungsphase, in der die großartigsten Pläne, von Faust, Mahomet, Prometheus, Sokrates, Cäsar, in seinem Kopfe ihr Wesen trieben und zur Gestaltung drängten. In diesem Hochgefühl keimender Gedanken konnte er unmöglich auf dem Boden der Tierfabel in dem genügsamen und im Sinnengenuß sich bescheidenden Tauber sein Ideal suchen, sondern der Adler allein, der König der Befiederten, ist sein Sinn- und Ebenbild. Und wer ihn in jenen Tagen gesehen, den Herrlichen, Einzigen, der mußte bewundern und lieben diesen „Adlersjüngling", der stolz und hehr auftrat „mit einem schwarzen Augenpaar, zaubernden Augen voll Götterblicken, ein echter „Geisterkönig", wie Wieland ihn charakterisiert.

Die freie, volle Menschheit war sein Ideal in der Dichtung, wie im „Götz", und im Leben. Er sprühte von geistigem Feuer und von Jugendlust; welche Glut lodert in den Liedern an

*) Vgl. Cic. Tuscul. I § 33: Nescio quo modo inhaeret in mentibus quasi saeculorum quoddam augurium futurorum, idque in maximis ingeniis altissimisque animis et exsistit maxime et apparet facillme; quo quidem dempto quis tam esset amens, qui semper in laboribus et periculis viveret?

Friederike, und welche ungestüme Kraft der Genialität gibt sich in allem kund, was Goethe in jenen Tagen schrieb! Aber je ungebärdiger der junge Most sich oft darbot, desto mehr Widerstände und Hemmungen empfand der Feuerkopf auch allerorten. Gar manches lähmte die Flugkraft des jungen Adlers; ja wäre nicht oftmals „allgegenwärt'ger Balsam allheilender Natur" wirksam gewesen: die Wunden, die ihm geschlagen wurden, hätten zum Verbluten geführt. Nach den wundervollen Straßburger Jahren wieder eingeheimst, klagt er 1772 — in einem Briefe an Salzmann — über das „Nest" Frankfurt, „das leidige Loch, die spelunca".

2. In all dem Drängen und Stürmen seiner heißen Seele empfand er überall die Schranken, die ihn einengten; Schranken im elterlichen Hause, infolge der Pedanterie seines Vaters, der den Seinen immer fremder wurde, Schranken in Gesetz und Gesellschaft, in Sitte und Brauch, in Staat und Kirche. Nach Freiheit lechzte sein junger Geist, und überall fand er jenes matte, dumpfe Behagen kleinbürgerlicher Seelen, die genug haben, wenn für die äußern leiblichen Bedürfnisse gesorgt ist, oder Selbstsucht und Gehässigkeit. Träge floß der Strom des öffentlichen Lebens dahin, und was in diesem seiner wartete, der juristische Beruf, die Tätigkeit eines Anwaltes: das konnte, zumal nach den Erfahrungen am Wetzlarer Reichskammergericht, ihn nimmer befriedigen. So gab es Zeiten, in dieser Werther-Stimmung des Jahres 1773, wo er sich selbst verzehrte in Unmut und Mißbehagen, ja Verzweiflung. Er fühlte die Kraft seiner Schwingen. Aber wohin sollte er sie wenden? Und hob er sie, dann traf ihn des Jägers Pfeil.

Bald war es die Liebe, die ihn zu den Wolken tragen wollte. So war es bei Friederike, und dann kam die Enttäuschung über ihn, das Gefühl des Widerstreites zwischen Phantasie und Wirklichkeit, zwischen den Forderungen des Genius und denen des Alltags; eine dämonische Natur wie er war nicht für eine Idylle geschaffen. So war es bei Lotte, aber in den Sternen stand es geschrieben: sie, die du liebst, kann nie die Deine werden; Lottes Hochzeit war im April 1773.

Bald war es der Gedanke an seine innere Bestimmung, die ihn quälte; war er zum bildenden Künstler oder zum Dichter berufen? Und auch hier stieß die Welt den Hochstrebenden immer wieder zur Erde hinab. Mochte der nicht neidfreie Hohn Herders oder der beißende Spott Merks seine Seele verwunden oder die Torheit des Publikums, das er in der Kraftsprache jener Zeit voll Bitternis eine Herde Schweine nennt.

Er fühlte in sich den ganzen Schmerz der einsamen Größe.

Tief entringen sich ihm die Seufzer: „Meine arme Existenz (er)starrt zum öden Fels“ oder: „Ich wandere in Wüsten, da keine Wasser sind; meine Haare sind mir Schatten und mein Blut mein Brunnen.“ Wer verstand ihn denn ganz? Und verstand er sich selbst? Verstand er die Welt? Rang er nicht unablässig mit sich, mit seinen dämonischen Trieben, suchte er nicht mit heißestem und schmerzlichstem Bemühen den Einklang zwischen Sinnenwelt und Geisteswelt und zwischen Wollen und Können? Genügte ihm der Erfolg des „Götz“? Wollte er nicht wieder neue Bahnen einschlagen?

Und wenn sein Geist die Tiefen des Seins zu erfassen suchte, voll Sehnsucht, voll Liebe, dann ward er immer wieder zurückgeschlagen in die Faustische Erkenntnis, daß nimmer der erschaffene Geist ins Innere der Natur zu dringen vermag.

Je mehr er sich den Menschen erschließen wollte, desto mehr erkannte er, wie sie ihn doch nicht begriffen, wie sie doch mit seinem vollen Herzen nicht mitzufühlen vermochten. Und inmitten aller seiner Entwürfe und Hoffnungen sollte er sich begnügen mit einem — „Amtchen“ in seiner spießbürgerlichen Umgebung? sollte der Prometheus an den Felsen geschmiedet, das Flügelroß an den Pflug gespannt, der Adler zum Leben eines Taubers verurteilt werden? Aus solcher Stimmung heraus dichtete Goethe seine Parabel „Adler und Taube“. Es ist ein Schmerzensschrei, eine Klage und Anklage voll tiefster Seelenqual. —

C. Aber — fragen wir uns zum Schluß — ist diese Idee oder besser: diese Stimmung des Gedichtes, die in schmerzlicher Resignation den Schluß der Weisheit sucht, von allgemeiner Gültigkeit, und war sie bei Goethe selbst das — Letzte? Nein! Sie bedarf der Einschränkung wie alles, was nur aus heißem Herzen geboren ist, ohne daß der kühle Verstand die Hitze dämpfte, und wie all unser Denken doch nur in Antinomien befangen bleibt, so daß das eine ebenso wahr ist wie sein Gegenteil.

Hat der geniale Mensch nur Forderungen an die Welt und keine Pflichten? Soll er nur sich ausleben? Und wo ist die Grenze zwischen Talent und — vermeintlichem Genius? Seit Nietzsche, der Apostel der Herrenmoral, geboten hat, die „Herdenmenschen“ schonungslos zu knechten und niederzutreten, dünkt jeder grüne Gesell, dem etwas Geist mitgegeben ward, sich „schon Übermensch genug“ und wähnt, die Welt sei nur für ihn da, zur Befriedigung seiner Instinkte und Launen.

Und anderseits: manches Talent und manches Genie wäre nimmermehr ohne den Druck der Not voll ausgereift; erst im Feuer erprobt sich das Gold; die egestas hat manchen, der in Müßiggang und Selbstgenuß und Übermenschentum morsch und faul geworden wäre, erst

zum Dichter oder Künstler oder Mann der Tat geschmiedet. So vergißt solch „Übermensch", daß nützlich wirken, im Dienste auch einer kleinen Pflicht, eines engen Kreises, die Grundlage wahren Menschentums ist, daß es auch heilsam gerade für die Entfaltung eines Talentes ist, das der Stille, — nach dem Sturm — bedarf, sowie des fördernden Gegensatzes zwischen Berufsarbeit und selbsteignem Schaffensdrange. Auch die Maschine kann nicht immer unter Volldampf stehen; auch der geniale Mensch kann nicht mit Hochdruck seiner Geisteskräfte arbeiten, wenn er sich nicht frühzeitig aufreiben will. Ungesucht kommen oft die erleuchtetsten Ideen; die der Pflichtarbeit abgestohlene Stunde ist oft fruchtbarer als lange Muße; plötzlich gelangst du über einen Berg, den du mit bewußter Arbeit nicht erklimmen konntest; leicht und behend fließen dir die Gedanken zu, die du einst vergebens zu rufen suchtest. Und wie oft ward es, besonders für Dichter und Schriftsteller, verhängnisvoll, wenn das Dichten und Schreiben zur — Berufsarbeit selbst wurde; wie mancher sank eben darum vom Künstler zum Handwerker und Vielschreiber herab!

Mit Talent und Genie muß sich Charakter verbinden. Höher als der ästhetische — meist empfindliche und empfindsame — Mensch steht der ethische, der den Wunsch der Pflicht unterordnet, der sich auch von Widrigkeiten und Hemmungen nicht beugen läßt, sondern freudig schafft und sich des Getanen freut, weil er alles, was er tut, — auch das Gewöhnliche — mit seinem Geiste adelt.

Nicht Nietzsche soll unser Ideal sein mit seiner kranken Philosophie des Immoralismus, sondern Goethe, der alle die dämonischen Mächte seines Innern zu bezwingen wußte und sich in harten Kämpfen zur Harmonie durchrang. Er verstand aus eigenster Erfahrung gärende Naturen (wie die Günthers); er kannte die Empfindungen des „Übermenschentums"; auch er hatte Zeiten, wo er sein Glück nur mit sich selbst genießen wollte, stolz sich absondernd von der Menge, die ihn nicht begriff; aber die Göttin der Wahrheit wies ihm den rechten Weg, mahnte ihn, „die Pflicht des Mannes zu erfüllen", seine Gaben in den Dienst der Allgemeinheit zu stellen, voll Demut, nicht in frevler Überhebung seinen Weg zu gehen, auf den er berufen. Sie rief ihm zu:

„Wie viel bist du von andern unterschieden?
[Erkenne dich, leb' mit der Welt in Frieden!"

Das ist die Lösung jenes innern Zwiespalts, den das Gedicht „Adler und Taube" uns vorführte. Und so ward Goethe zum Adler, dem sich immer wieder die Schwungkraft der Flügel erneute, auf daß sie ihn emportrügen zu den lichten Höhen voll Morgenduft und Sonnenklarheit.

Biese, II, S. 116 — etwas gekürzt —.]

3. Inwiefern lassen sich Goethes „Adler und Taube" und Rückerts „Die wilde und die zahme Ente" als Gegenstücke auffassen?

(Vgl. Rückert „Weisheit des Brahmanen", XII, 40).

A. Sogenannte Pendants üben auf dem Gebiet der bildenden Kunst eine starke Einwirkung aus, weil sie unmittelbar neben einander gestellt werden können. Darum sind sie auch hier dem großen Publikum besonders bekannt. Weniger geläufig ist im allgemeinen die Tatsache, daß es Gegenstücke vielfach auch in der Poesie gibt. Denn in diesem Falle bleibt zum Beweise in der Regel eine längere Erörterung nötig. Beispielsweise lassen sich als solche Goethes „Adler und Taube" und Rückerts „Die wilde und die zahme Ente" auffassen.

B. Gegenstücke müssen eine bedeutungsvolle Parallele durchführen, gleichzeitig aber einen wesentlichen Kontrast aufweisen.

I. Beide Gedichte setzen entsprechend für zwei Personen zwei Tiere ein und behandeln indirekt den Gegensatz, der zwischen dem Genie und dem Durchschnittsmenschen obwaltet.

1, a. Bei Goethe kann die Taube nicht begreifen, warum der Adler unzufrieden ist. Er hat ja alles, was zu des Lebens Notdurft und Nahrung gehört: warum sehnt er sich also nach anderen Verhältnissen? Die Taube hat eben kein Verständnis dafür, daß ein König unter den Vögeln mit seinen Schwingen in die Höhe steigen und die Weiten der Welt durchmessen, nicht in widernatürlicher Ohnmacht an den Erdboden gefesselt sein will. Darum bricht denn der Unglückliche das Gespräch mit der höhnischen Bemerkung ab:

„Weisheit, du sprichst wie eine Taube!"

b. Ohne Bild gesprochen: Goethe führt einen genialen Menschen vor, der sich mit hohen Gedanken getragen, aber bei seinen Unternehmungen Schiffbruch gelitten hat. Er rettete nur das nackte Leben, und dies ist der Güter höchstes nicht. Was hat er also Großes gewonnen? Nichts! Das Genie verlangt nach Betätigung, nach Anerkennung. Schlimm wenn die zweite ausbleibt; schlimmer wenn die erste dauernd unterbunden wird. Dann muß es früher oder später zu einer Katastrophe kommen.

2. a. Bei Rückert schwimmt eine zahme Ente zufrieden auf ihrem Pfuhle umher. Sie kann es nicht verstehen, daß ihr Vetter, eine wilde Ente, vorübereilen will; sie fordert ihn also zum Verweilen auf. Er aber lehnt das ab mit dem Hinweis darauf, daß ihre Lebensfreuden ihn nicht befriedigen können, daß er die Höhen der Berge aufsuchen müsse, um des Glückes teilhaftig zu werden. Auch dieses Gespräch

endigt mit einer höhnischen Bemerkung, aus der hervorgehen soll, der Partner wisse den Gedankenflug des Sprechers nicht zu ermessen.

b. Der geniale Mensch trägt sich also bei Rückert noch mit großartigen Ideen, ist noch nicht in seinen Hoffnungen getäuscht worden: er schifft — um ein bekanntes Dichterbild zu gebrauchen — erst mit tausend Masten auf den Ozean des Lebens hinaus und gibt sich der bestimmten Erwartung hin, daß er dereinst mit zehntausend Masten heimkehrt. Wird er den gewünschten Erfolg haben, oder wird er still, vielleicht sogar körperlich und geistig gebrochen, als Greis auf gerettetem Boote in den Hafen treiben? Der Dichter läßt die Frage offen, da sie über seine Absicht hinausgeht.

II. Die Parallele ist also vorhanden. Auch der Kontrast? Allerdings! Er mußte teilweise schon berührt werden.

1. Goethes Gedicht geht hinsichtlich der zeitlichen Entstehung voraus. Ordnet man aber die beiderseits vorgetragenen Gedanken allein nach ihrem folgerichtigen, inneren Verlaufe, dann muß Rückerts Dichtung vorangestellt werden. Denn — wie schon erwähnt — bei ihm bleibt es unentschieden, ob das Genie hinterher glücklich auf seiner gefährlichen Laufbahn zum Ziele gelangt oder schon vorher irgendwelchen Schaden nimmt. Goethe läßt in dieser Beziehung keinen Zweifel und zwar dergestalt, daß dem Genie der Erfolg versagt geblieben ist. Was im ersten Gedicht nützlich erscheint, hat im zweiten Wirklichkeit angenommen, und darin liegt zugleich der erforderliche Kontrast.

2. Man könnte demnach in beiden Unterredungen auch zwei Szenen eines und desselben Dramas erblicken, das den Unterschied behandelt, der das Genie und den Durchschnittsmenschen von einander trennt. Die erste gehört dann in den Anfang der steigenden, die zweite in den Schluß der fallenden Handlung.

C. Gegenstücke, wie Goethes „Adler und Taube" und Rückerts „Die wilde und die zahme Ente" finden lich sonst noch vielfach im Bereiche der Poesie. Das bekannteste Beispiel geben aber wohl Schillers Romanzen „Der Taucher" und „Der Handschuh". In beiden Gedichten läuft die Entwickelung anfangs parallel; dann aber stellt sich der Kontrast ein, und die eine Romanze endigt wie ein Trauerspiel, die andere wie ein Lustspiel.

[Fisch, S. 113.]

Aufgaben zur Auswahl.

1. Grundgedanke und Gedankengang.
2. Das Gedicht nach Form und Inhalt erläutert (und gewürdigt).
3. Ist das Gedicht eine Fabel im Sinne Lessings?
4. Das Gedicht, eine Fabel. (*Jonas, I, S. 13.)
5. Das Wesen der Fabel und Parabel, nachgewiesen an dem Gedichte.
6. Was lehrt uns das Gedicht? (*Hörtnagl, S. 17.)
7. In welchem Sinne und mit welchem Rechte hält Goethe die Behauptung, daß das wahre Glück die Genügsamkeit sei, für Taubenweisheit?
8. „Eines schickt sich nicht für alle!" Nachgewiesen an dem Gedicht.
9. Über die Verse des Taubers: „O Freund, das wahre Glück" usw. nach Form und Inhalt.
10. Kritik der Verse: „O Freund, das wahre Glück" usw.
11. Über Goethes Gedichte „Adler und Taube" und „Seefahrt".
12. Das Gedicht, verglichen mit Rückerts „Beschränkung".
13. Des Helden Lebenslauf nach Goethes Gedichten „Mahomets Gesang" und „Adler und Taube".

IV. Prometheus*).

(1771.)

1. Gliederung und Gedankengang.

A.

Die Gestalt des Prometheus beschäftigte Goethe schon, als er eben den akademischen Lehrjahren entwachsen war; in seiner Rede „Zum Shakespeare-Tag" fand er für den schöpferischen Künstler kein Symbol treffender als diesen Titanen: „Er (Shakespeare) wetteiferte mit dem Prometheus, bildete ihm Zug vor Zug seine Menschen nach, nur in kolossalischer Größe; . . . und dann belebte er sie alle mit dem Hauch seines Geistes." Bald vollbrachte er, der Jugendliche, schon wahrhaft titanische Taten; Götz gab ihm bereits das Bewußtsein der Unsterblichkeit, das ganze junge Deutschland sah in ihm seinen Führer. Mit seinem „Werther" war er im Begriff, zum andernmal der vorwärtsdrängenden Jugend die Zunge zu lösen; kein ebenbürtiger Genius stand mehr neben ihm, dessen Brust

*) Franz Saran, Mahomet und Prometheus. Halle a/S., 1914. — Wolff zitiert S. 608 Erich Schmidts Festvortrag, G.-Jahrb. XX, Anhang.

noch von so vielen Plänen bewegt wurde: Mahomet, Sokrates, Cäsar, der ewige Jude und Faust! — Mittlerweile hatte er seine Spinozastudien begonnen: seine pantheistische Naturbetrachtung, die mit ihrer All-Eins-Lehre den jungen Genius schon vorher bis zur Gleichsetzung mit dem Schöpfer gelockt hatte, führte ihn geradezu nunmehr zu einer Ablehnung einer außerweltlichen, überirdischen, einer wesensverschiedenen, dem Menschen übergeordneten Gottheit: die Welt ist eine Verkörperung Gottes; Gott und die Welt ist Eins und jeder einzelne ein Stück der Weltgottheit. Das Genie, im Gefühl seiner Schöpferkraft und seiner Selbstbestimmung, wächst sich zum Titanentum aus, das sich der Gottheit gleich und von ihr unabhängig träumt: Prometheus (ein ins Titanische gesteigerter Götz) wird zum Symbol des Menschen, der, auf sich allein gestellt, trotz den Göttern eine Menschenwelt für sich schafft.

Ein Dokument dieser geistigen Entwicklung, dieses sich Bewußtwerdens freier sittlicher Kraft ist die Dichtung Prometheus; ursprünglich als Drama gedacht und angelegt, ist es über zwei kurze Akte nicht hinausgeführt. An einem Abschluß verzweifelnd, rettet der Dichter nach einem Jahre die Prometheus-Stimmung in ein lyrisches Gedicht, ein in freien, reimlosen Rhythmen und in einer adligen Sprache gehaltenes Bruchstück, das, vom Morgenglanz aus den Jugendtagen der Menschheit umleuchtet, auch das Titanisch-Trotzige mit einem sanften Schmelz überhaucht.

B.

Gedankengang und Gliederung.

I. Der Gedankengang.

AA. Das stolze Antlitz zu den Himmeln hebend, so steht Prometheus, der überstolze Titan des Schaffens, vor unserm Auge, und in gewaltiger Selbstüberhebung entströmt seinen Lippen — als Einleitung des Gedichtes — die endgültige Absage an die himmlischen Götter (Str. I = V. 1—11).

„Bedecke deinen Himmel," so apostrophiert er den höchsten Gott, „mit Wolkendunst, und übe dich, dem Knaben gleich, der im Spiel unschädlichen Übermutes Distelköpfe fällt, mit deinen Blitzen an Bäumen und Felsen; meine Erde, meine Hütte, meinen Herd mußt du mir doch lassen." — Schneidender kann der Hohn dieses Übermenschen dem Gotte gegenüber nicht ausgedrückt werden; die befehlerische Form der Imperative „bedecke" und „übe", das apodiktisch strenge „du mußt", das kecke Pochen auf die menschlichen Eigentumsrechte in „meine Erde", „meine Hütte", „meinen Herd" sind nur geeignet, diesen Eindruck des Hohnes zu verstärken. Auch sachlich konnte der Schlag gegen die Hoheitsrechte göttlicher Allmacht nicht kecker geführt werden. Der Himmel, der dem Frommen als sichtbarer In-

begriff der alles umspannenden Unendlichkeit Gottes gilt, ist ihm nichts als eitel Dunst; der flammende Blitzstrahl, der dem Naturmenschen gerade als das sichtbarste Zeichen göttlicher Allmacht gilt, ist ihm in Wirkung und Zweck nichts als der Rutenschlag eines übermütigen Knaben gegen einen Distelkopf. „Die Herrschaft über die Erde gebührt mir; ihre Existenz ist unabhängig vom Götterwillen," so denkt er im Gegensatz zu allem, was des Frommen Sinn darüber denkt, und hierin liegt eine Weiterbildung der Sage, insofern, als es der mythischen Auffassung widerspricht, daß der himmelbeherrschende Zeus keine Macht über die Erde habe, wenn er auch einzelnes auf ihr durch seinen Blitzstrahl vernichten könne.

BB. An diese Einleitung schließt sich die Ausführung an: die Begründung der Absage, umfassend die Strophen II—VI = V. 12—50. Die Mitte und zugleich den Höhepunkt nimmt die IV. Strophe = V. 28—36 ein; „ich bin ich" rufen die trotzigen Lippen bebend den Göttern entgegen, die in den beiden vorhergehenden Strophen als jeder Göttlichkeit bar geschildert werden, während die beiden folgenden den Ich-Gedanken weiterführen.

I. 1. „Wie ärmlich seid ihr Götter!" also das Thema der II. Strophe. „Ihr beneidet ja den Menschen um die Glut und die Traulichkeit seines Herdes, so ärmlich seid ihr in eurem wohnungslosen Himmel; eure einzige Nahrung sind die kümmerlichen Opfersteuern und der nichtige Gebetshauch der Unmündigen und Hilfsbedürftigen!" (Str. II = V. 12—20.)

2. An den Gedanken der äußern Ärmlichkeit schließt sich der der innern Ärmlichkeit, der Herzlosigkeit: für den kindlich zu den Göttern aufblickenden Menschen haben diese weder Ohr noch Herz gehabt, im Gegensatz zu dem Titanen selbst, der, als Zeus nach Überwindung des alten Göttergeschlechts auch die Menschen zu vertilgen gewillt war, sich ihrer Not voll Erbarmen angenommen hatte (Str. III = V. 21—27.)

II. Das Bewußtsein der aufs höchste gesteigerten menschlichen Kraft und Selbständigkeit gegenüber der Erbärmlichkeit der Götter bildet den Inhalt der nächsten Strophe. „Wer half mir im Kampfe gegen die Titanen? Ich selbst! Wer kämpfte den schweren Kampf der Selbsterhaltung? Ich selbst. Von wem hatte ich die glühende, mich zum Siege führende Begeisterung für die edelsten Ziele? Aus mir selbst! Wie töricht, statt mir selbst den Dank für diese meine Heldentaten, in erster Linie die Rettung des Menschengeschlechts, darzubringen, ihn in

der Naivität der Jugend dem droben weiterschlafenden, d. h. sich um nichts kümmernden Gott zu stammeln!" (Str. IV = V. 28—36.)

III. Dieses Schwelgen in der Bewunderung seiner eigenen majestätischen Größe und menschlich-göttlichen Kraft bildet dann weiterhin den Grundton des dritten Teiles.

1. „Durch die Schmerzen meines Busens, durch die Tränen meiner Angst habe ich mich selbst hindurchringen müssen; kein Gott nahm mir sie ab; aber durch diesen Kampf bin ich zum Manne geworden, der nicht bloß die gigantische Kraftfülle besitzt, sondern nun sich ihrer auch vollbewußt ist, — einzig untertänig dem Schicksal und der Despoten-Allgewalt der Zeit, meinen beiden — und euren, der Götter — Herren zugleich!" (Str. V = V. 37—45.)

2. „Und so habe ich mir jetzt, wo mich Zeit und Schicksal zum festen Manne geschmiedet haben, auch ein Leben geschaffen, das mir mehr bietet, als zu meinem Seelenglücke nötig ist; mag auch nicht jeder Baum, den meine Hoffnung gepflanzt, zum Himmel gewachsen sein: ich bin stolz darauf, darüber hinwegschauen zu können und mich in der Fülle dessen zu sonnen und zu beseligen, das mir trotzalledem immer noch übrigbleibt," — ein leises Eingeständnis der Schranken, die auch der Titanenkraft eines Prometheus gesteckt sind, ein Eingeständnis der Hoheit der Götter, die der sie antrotzende Held, so sehr er sich sträuben mag, dennoch nicht leugnen kann. — (Str. VI = V. 46—50.)

CC. Mit V. 50 sind die Argumente erschöpft, die der glaubenslose Klügler gegen die Götter schleudert, um seine endgültige Absage zu begründen. Die letzte (VII.) Strophe enthält als Schluß des Gedichts die Folge seiner Abwendung von Zeus: er schafft sich selber neue Wesen, in denen dasselbe Leid, dieselbe Lust, dieselbe Götterverachtung leben sollen wie in ihm selber, — die Menschen.

II. Die Gliederung.

Es ergibt sich folgendes übersichtliche Bild der Gliederung:

AA. Einleitung. Höhnende, endgültige Absage des Titanen an Zeus (Str. I).

BB. Ausführung. Begründung der Absage (Str. II—VI).

I. Die Erbärmlichkeit der Götter (Str. II—III).

1. Sie sind äußerlich armselig (Str. II).
2. Sie sind (innerlich armselig) herzlos (Str. III).

II. Prometheus' Selbstvergötterung, das Vollbewußtsein der aufs höchste gesteigerten schöpferischen Kraft.
„Ich bin ich!" (Str. IV.) [Höhepunkt.]

III. Das Wesen dieses Übermenschentums (Str. V—VI).
1. Nur das Schicksal und die Zeit sind seine Herren — wie die der Götter (Str. V).
2. Er fühlt sich erhaben über die natürlichen Schranken des Menschentums (Str. VI).

CC. **Schluß.** Die Folge der Abwendung des Prometehus von Zeus: die Schaffung neuer, ihm ähnlicher Wesen (Str. VII).

C.

Wie das Gedicht die Schicksalsmächte herausfordert, so hat es seine Schicksale gehabt. Goethe, der sich mit Fritz Jacobi besonders in dem *συμφιλοσοφεῖν* ihrer spinozistischen Gesinnung fand, legte die Urgestalt dieser Ode sogleich in dessen Hand. Jacobi wies die Handschrift am 6. Juli 1780 Lessing vor, und dieser bekannte sich ausdrücklich zu der darin bekundeten Gesinnung. Als daher Moses Mendelssohn es für eine Freundschaftspflicht hielt, die Kennzeichnung Lessings als Spinozist nach dessen Tode leidenschaftlich wie einen Makel abzuwehren, ließ sich Jacobi in Verfolg seines Streites mit Mendelssohn zur Veröffentlichung des kühnen Gedichtes mit Lessings nicht minder kühnem Urteil hinreißen (1785) in seiner Schrift: Über die Lehre des Spinoza). Die niederschmetternde Wirkung dieses schlagenden Beweises von Lessings wahrer Gesinnung gilt als Ursache von Mendelssohns Tod. So konnte „Dichtung und Wahrheit" mit stolzer Vornehmheit feststellen, wie das Gedicht „zum Zündkraut einer Explosion diente, welche die geheimsten Verhältnisse würdiger Männer aufdeckte und zur Sprache brachte: . . . Der Riß war so gewaltsam, daß wir darüber, bei eintretenden Zufälligkeiten, einen unserer würdigsten Männer, Mendelssohn, verloren." (Werke, Bd. 24, S. 170).

[C nach Wolff, S. 605; vgl. AdD., S. 308; Kern, S. 79; Leimbach II, S. 243: Lorenz, S. 1; Meyer, S. 314.]

---

2. Der Prometheus Mythos.

Prometheus und sein Bruder Epimetheus — aus dem Geschlechte der Titanen — sind Verkörperung der Intelligenz in ihren charakteristischen Gegensätzen von Vorbedacht (Vorwitz) und Nachbedacht (Afterwitz). Ihre anderen Brüder Menoitios und Atlas sind Personifikationen der im Dulden ausharrenden Kraft, der Vater Japetos Verkörperung der stürmenden Leidenschaft. Japetos und seine Söhne stehen in der Titanomachie, dem Kampfe des Zeus und seines Geschlechtes gegen Kronos und

die übrigen Titanen, zu den letzteren; nur der kluge Prometheus, der den Sieg des Zeus vorbedacht hatte und voraussah, schied sich alsbald von den Seinigen und ging zu Zeus über, diesem mit seinem Rate zum Siege verhelfend. Als aber dann nach Dreiteilung der Welt — in der Zeus das Regiment des Himmels und damit der ganzen Welt, Poseidon das Meer und alle Flut, Hades das Reich der Unterwelt zufiel — sich Prometheus um den „Rettungsdank" betrogen sieht, lehnt er sich gegen Zeus auf, will im Vollgefühl gleicher Titanenwürde, eigener Klugheit und Kraft es dem übergewaltigen Kroniden gleichtun im Rat, tritt immer trotziger dem Göttervater entgegen und wird schließlich das Bild blasphemischer Gottesverachtung und grimmen Gotteshasses. Er scheidet sich von Zeus, schafft sich seine eigene Welt, bildet sich aus Ton ein Geschlecht von Menschen, beseelt diese mit Hilfe der Athene und gibt ihnen das Feuer und damit die Quelle aller Erfindungen, der Kultur, ja der Herrschaft über die Natur. So wird er schließlich ein Bild jenes titanischen Selbstgefühles, das in gottlose Selbstüberhebung übergeht, jenes Vollbewußtseins schöpferischer Geisteskraft, das — den Menschen dämonisch berückend — zu frevler Vermessenheit hinreißt, der menschlichen Bildung, die in unermüdlichem Triebe nach Wahrheit alle Tiefen der Gottheit zu ergründen trachtet und keine Schranke des menschlichen Geistes und Wissens anerkennt. —

Zur Strafe wurde Prometheus von Zeus an einen Felsen geschmiedet, aber später von Herkules mit Einwilligung des Olympiers wieder befreit.

[Vgl. AdD., S. 312; Herder, S. 39.]

Aufgaben zur Auswahl.

1. Erklärung (und Grundgedanke) des Gedichtes.
2. Der Titanismus in dem Gedichte.
3. Ist das Gedicht ein Glaubensbekenntnis des Dichters? [*Bauer, ZföG. 1894, S. 16.]
4. Die Weiterbildung der Prometheussage durch Goethe.
5. In welchem Verhältnisse ist in dem Gedichte das Menschliche zum Göttlichen aufgefaßt und dargestellt?
6. Prometheus, das Lied von dem keine Schranken und Grenzen anerkennenden Menschengeiste.
7. Das Verhältnis des Monologes zu dem Drama.
8. Blütenträume. („Wähntest du etwa" usw.) [Blume, S. 114.]
9. „Prometheus" und „Grenzen der Menschheit".
10. Welche religiöse Stimmung läßt sich im „Prometheus" und in „Grenzen der Menschheit" erkennen?
11. Der mythische Prometheus, verglichen mit dem Prometheus Goethes.
12. Äschylus und Goethe als Bearbeiter der Prometheussage.

V. Ganymed.

(1774.)

1. Die Gliederung.

A.

Wie in der Sinfonie auf das Allergo ein Andante folgt, so gehören unmittelbar hinter die wild gegen Himmel stürmenden Dissonanzen des Prometheus die lieblichen, sanft sich hebenden Rhythmen des „Ganymed", der begeisterten, heiße Sehnsucht nach Vereinigung mit Gott aussprechenden Vision einer im Anblick der Frühlingsnatur von Andacht durchschauerten Menschen-Seele. —

Im Morgenrot des Frühlings sieht der junge Goethe, dessen Naturschwärmerei schon früh Ansätze zu mythischer Naturvergötterung genommen hat, das glühende Auge des liebenden Allvaters auf sich, das geliebte Menschenkind, gerichtet; in der Frühlingswonne fühlt er Liebeswonne sich in sein Herz drängen. Und er reckt sehnend die Arme, in der Erscheinung des Frühlings den liebenden geliebten Natur-Gott zu fassen. Und der Mythos zu Tros' Sohn Ganymed, den Zeus in den Olymp als seinen Buhlen entführt, gelangt in Goethes Brust zur Wiedergeburt.

Der schöne Jüngling wird ihm ein Träger, eine Verkörperung der Gefühle, die ihm der Genuß eines wonnigen Frühlingsmorgens erweckt, — der Gottesahnung und Gottessehnsucht einer Seele, die sich dem Zauber der Leben weckenden und Leben gebenden Naturkräfte hingibt und himmelwärts emporgehoben wird. Entzücken wird hier zur Anbetung, Dank und Liebe zur Andacht, Naturgefühl zum Gottesgefühl, Poesie zur Religion.

B.

Die Gliederung.

I. In zusammenhängender Darstellung.

AA. Das Gedicht gliedert sich in drei Teile: Einleitung, Ausführung und Schluß.

Die Einleitung, Strophe I = V. 1—8 umfassend, führt die unmittelbare Veranlassung zu dem Erwachen des Gottessehnens vor. Der Dichter steht inmitten der Pracht der Frühlingsnatur; der herrliche Glanz und die erquickende Wärme des schönen Morgens lassen ihn von einem Gefühl wonnigen Behagens durchdrungen werden.

BB. Die Ausführung (Str. II—IV = V. 9—21) schildert, wie aus dieser Stimmung heraus eine Herzenssehnsucht erwächst, das Verlangen, die in seiner Phantasie zur Gestalt gewordene wonnereiche Frühlingsnatur festzuhalten und zu umfangen, sich mit ihr gleich einem Geliebten zu vereinigen und aus der Vereinigung höchste irdische Seligkeit zu schöpfen.

I. Die zweite Strophe (= V. 9—10) führt zunächst das Erwachen der Sehnsucht vor; der Dichter möchte den Frühling wie einen Geliebten in seine Arme fassen.

II. Die erwachte Sehnsucht wird am Busen der Natur genährt; indem sich das eben noch so konkret gefaßte Körperliche der Göttergestalt wieder in das gleichnislose Bild der Dinge selbst verliert, ahnt das sehnende Gemüt in der Fülle von Einzelbildern lockender Frühlingspracht und Frühlingssehnsucht das Walten göttlicher Allmacht und ewiger, allumfassender Liebe (Str. III = V. 11—19).

III. Im dritten Teil (Str. IV = V. 20—21) zieht sich nach diesem Ausblick das in sich zurückgedrängte Gefühl um so mächtiger zu einem neuen ekstatischen Aufschwung zusammen, wobei das Gleichnis wieder an Stelle der Anschauung tritt; gerade im Genuß der höchsten irdischen Güter (hier der tausendfachen Wonnne, die der Frühling bringt) schmachtet die Seele nach voller und tiefer Befriedigung, strebt aber vergeblich in unbekannte Weiten.

CC. Der Schluß gibt dann an, wo und wie das sehnende Gemüt allein diese Befriedigung finden kann: nicht hienieden, sondern aufwärts muß es streben von der Erde, um dort oben an das Herz ewiger Liebe zu schweben. Den Ganymed rissen die Fänge des Zeusadlers empor in die Lüfte, halb widerwillig, halb gleichgültig — ein Opfer; hier strebt die Sehnsucht entgegen und breitet die Arme aus den liebenden Armen, die sich von oben herabsenken; Menschliches und Göttliches vermählen sich aus reiner Sehnsucht in freier Hingabe (Str. V = V. 22—31).

II. In übersichtlicher Form.

AA. Einleitung. Der Anblick der schönen Frühlingsnatur als Voraussetzung des Erwachens der Gottessehnsucht (Str. I).

BB. Ausführung. Des Herzens Sehnen nach voller und tiefer Befriedigung (Str. II—IV).

I. Sie erwacht inmitten der Lenzeswonne (Str. II).
II. Sie wird genährt am Busen der Natur (Str. III).
III. Sie strebt unbefriedigt in unbekannte Weiten (Str. IV).

CC. Schluß. Das Stillen der Sehnsucht bei Gott (Str. V).

C.

Die ganze Sprache des Gedichtes — in den Aussagen, wie ebenso in den kurzen Fragesätzen und zum den Schluß sich steigernden Ausrufen — ist nur ein Ausdruck dieser glühenden Sehnsucht danach, die Schranken der Menschheit zu durchbrechen und ins Unendliche zu gelangen. Der leidenschaftlich beseelte Rhythmus und das freie Metrum — der präzise Ausdruck der bewegten, wechselnden Empfindungen — schmiegen sich trefflich diesem den Dichter durchglühenden Gefühl an.

[Vgl. AdD., S. 322; Biese, I, S. 145; Düntzer, I, S, 86; Litzmann, S. 166; Lorentz, S. 6; Meyer, S. 316; Viehoff, H. A. 35, 13; Wolff, S. 568.]

---

2. Die Konzeption und die Entstehung des Gedichtes.

A.

Der Pantheismus des jungen Goethe, wie er in der Gestalt des Erdgeistes im „Faust" gewissermaßen in dogmatischer Formulierung auf der Höhe der Zeit erscheint, tritt uns in „Wanderers Sturmlied" zum ersten Male in Goethes Dichtung entgegen. Eins zu werden mit der Natur und dadurch eins mit Gott, diese Sehnsucht zieht sich durch Goethes ganze Dichtung der ersten siebziger Jahre. Nie war Goethes religiöses Leben stärker als in dieser Zeit, nie suchte seine Seele inniger das Göttliche zu erfassen, und nie erschien ihm so die Natur selbst als Gott und er als ein Teil der belebten Natur, so als Teil der Gottheit, wie in dieser Zeit. Wie es ja auch in „Wanderers Sturmlied" schon in den Worten zum Ausdruck kommt:

„. . . . . Innere Wärme,
Seelenwärme,
Mittelpunkt!"

Aus verwandter Stimmung klingt der Schluß des kurz nach „Wanderers Sturmlied" entstandenen „Pilgers Morgenlied":

„Allgegenwärt'ge Liebe!
Durchglühst mich;
Beutst dem Wetter die Stirn,
Gefahren die Brust;
Hast mir gegossen
Ins früh welkende Herz
Doppeltes Leben:
Freude zu leben
Und Mut!"

In vollendetster und ergreifendster künstlerischer Symbolik kommt dies aber zum Ausdruck in dem aus der vollen Frühlingsstimmung heraus geborenen Gedicht „Ganymed".

B:

Mit dem Gedicht hat es eine eigene Bewandtnis: wir sehen, wie aus einer poetischen Stimmung ein Gedicht wird, wie ein seelisches Erlebnis in einen künstlerischen Gedanken umgesetzt wird, wie die sinnliche Anschauung sich ein Symbol sucht, um das Höchste und Tiefste der durch die Anschauung geweckten poetischen Stimmung zum Ausdruck zu bringen. In den geheimsten Werkstätten schöpferischer Phantasie vollziehen sich die Vorgänge unabhängig vom Willen und vom Bewußtsein des schaffenden Genius, nach einem geheimen Naturgesetz.

I. Wann dieses Gedicht entstanden ist, wissen wir nicht, aber wir gehen wohl nicht ganz fehl, wenn wir es spätestens in den Frühling 1773*) setzen. Aber auch kaum früher. Denn den Urkeim dazu haben wir in einer Stelle aus dem Anfang des „Werther", dem zweiten Brief vom 10. Mai:

> „Wenn das liebe Tal um mich dampft, und die hohe Sonne an der Oberfläche der undurchdringlichen Finsternis meines Waldes ruht, und nur einzelne Strahlen sich in das innere Heiligtum stehlen, und ich dann im hohen Grase am fallenden Bache liege, und näher an der Erde tausend mannigfaltige Gräschen mir merkwürdig werden; wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwischen Halmen, die unzähligen, unergründlichen Gestalten all der Würmchen, der Mückchen näher an meinem Herzen fühle, und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns all nach seinem Bilde schuf, das Wesen der Alliebenden, der uns, in ewiger Wonne schwebend, trägt und erhält: mein Freund, wenn's dann um meine Augen dämmert, und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruht, wie die Gestalt einer Geliebten, dann sehn' ich mich oft und denke: ach, könntest du das wieder ausdrücken, könntest du dem Papier das einhauchen, was so voll, so warm in dir lebt, daß es würde der Spiegel deiner Seele, wie deine Seele ist der Spiegel des unendlichen Gottes! Mein Freund — aber ich gehe darüber zugrunde, ich erliege unter der Gewalt der Herrlichkeit dieser Erscheinungen."

Da haben wir die Stimmung, aus der der „Ganymed" erwachsen ist.

II. 1. Werther, der kein Poet ist und sein soll, sondern nur ein poetisch empfindender Mensch, kommt über die Vorstufe poetischer Anregung nicht hinaus, nämlich über das gesteigerte Daseinsgefühl, geboren aus der lebhaft sinnlichen Erfassung des Frühlingswebens in der Natur, dies gesteigerte Daseinsgefühl, das ihn über sich selbst erhebt und zugleich ihm ein Gefühl der Nähe Gottes, des Einsseins mit Gott gibt, wie er es ausdrückt: er

> „fühlt die Gegenwart des Allmächtigen, der uns alle nach seinem Bilde schuf, das Wesen des Alliebenden, der uns, in ewiger Wonne schwebend, trägt und erhält".

---

*) Nach gewöhnlicher Annahme ist das Gedicht erst 1774 entstanden. Vgl. Wolff, S. 570.

Über diese ahnungsvolle Dämmerung empor trägt ihn der Fittich seiner Seele nicht:

„Wenn es dann um meine Augen dämmert und die Welt um mich her und der Himmel ganz in meiner Seele ruhn, wie die Gestalt einer Geliebten, dann sehne ich mich oft: ach, könntest du das wieder ausdrücken, könntest du dem Papier das einhauchen, was so voll und warm in dir lebt!"

2. Dem Poeten in einsamer, heiliger Stunde aber wird das Vergängliche zum Gleichnis, wird das Gefühl zum Gedanken, der Gedanke zum Bild. Und auf einmal beginnt ein mythologisches Gleichnis aus grauer Vorzeit für ihn zu neuem Leben zu erwachen; es blüht wieder auf als Ereignis, dem er nicht bloß zusieht, in dem er selbst lebt.

Der alte Mythus erneut sich ihm. Aus der Natur sieht's ihn an wie mit großen, tiefen Augen, aus der Natur spricht's zu ihm wie mit Liebeswerben, und dieses Liebesverlangen, das die ganze Frühlingsnatur ausstrahlt, wird Gestalt:

„Wie im Morgenglanze
Du rings mich anglühst,
Frühling, Geliebter!"

Dieser überwältigenden Offenbarung der erzeugenden, Leben weckenden und Leben gebenden Naturkräfte gegenüber empfindet sich die Seele des diesem Zauber sich Hingebenden — trotzdem er keinen Augenblick seiner eigenen Natur, und daß er ein Mann ist, vergißt — doch so im Gefühle dienender, sich selbst aufgebender und im Größern aufgehender Liebe befangen, daß die Gestalt jenes schönen Jünglings, den das Liebesverlangen des Zeus auf Adlersflügeln zum Äther emporgetragen, sich ihm als ein Träger, als die Verkörperung seiner Gefühle wie von selber darbietet, ohne daß selbstverständlich diese Versinnbildlichung der Gefühle unter dem Bilde des Ganymed mehr geben konnte und wollte als eine sinnliche Analogie zu einem seelischen Vorgang.

C.

Es ist nicht Ganymed, der spricht, sondern ein Empfinden, das durch die Begebenheit Ganymeds mit ungemeiner Prägnanz angedeutet, aber nicht erschöpft ist. Durch das Leitwort „Ganymed" werden gewissermaßen in unserm Innern die Organe erschlossen und empfänglich gemacht für die innerlichste Erfassung der Situation und des poetischen Bildes in allen seinen Einzelheiten.

[Nach Litzmann, S. 167; vgl. LL. 1898, S. 44.]

Aufgaben zur Auswahl.

1. Erklärung des Gedichtes.
2. Das Gedicht nach Idee und Gedankengang.
3. Ist das Gedicht das „Bruchstück einer großen Konfession"?
4. Welcher Art ist die Symbolik in dem Gedichte?
5. Der Pantheismus des jungen Goethe. (Entwickelt im Anschluß an das Gedicht.)
6. Die religiöse Weltanschauung Goethes während der siebziger Jahre.
7. „Ganymed" und „Prometheus" — zwei Gegensätze.
8. Die Konzeption des Gedichtes verglichen mit derjenigen des Gedichtes „Schwager Kronos".
9. Drei Frühlingsgedichte: Goethes „Ganymed", Mörickes „Im Frühling" und Annette von Droste-Hülshoffs „Im Grase".

VI. An Schwager Kronos.

(10. Oktober 1774 im Postwagen.)

---

1. Die Gliederung.

A.

Die Entstehung und Konzeption des Gedichtes.

Entstanden am 10. Oktober 1774 während einer Postfahrt auf der Rückreise von Mannheim, wohin der Dichter den geehrtesten Herrscher auf dem deutschen Parnaß, Klopstock, begleitet hatte, als dieser, wie manche andere erlauchten Geister seit dem Erscheinen des Götz, auf der Völkerstraße nach dem Süden Frankfurt berührte und in Goethes Vaterhaus vorgesprochen hatte. Die langsame und schwerfällige Fahrt bergab mit gehemmtem Rade läßt in dem in Sinnen verlorenen Dichter das Bild des in gewissen Zeiten unerträglich müde, schwerfällig, ängstlich, vorsichtig gleitenden *Lebens* entstehen; das Bild packt und lockt; es ergänzt sich aus weitern sinnlichen Eindrücken, die sich alsbald im Rahmen dieses Bildes zu einem künstlerischen Ganzen ordnen: die Gebirgsfahrt gestaltet sich zum Symbol des Lebens überhaupt, eines frischbewegten Lebens, das der geniale Sturmgeist mit Arbeit, mit frohem Genuß ausfüllen möchte, um schließlich nach kurzem, aber vollem Lebensgenusse vor Anbruch des Greisenalters in rüstiger Kraft von der Erde zu scheiden. Wie der Nibelung Gunther mit dem Burgunden Gundicarius, so wächst in der Phantasie

Chronos die Zeit mit Kronos Saturn zusammen, verkörpert sich gleichsam in ihm; der so ausgebildete Zeitenlenker Kronos kombiniert sich mit dem augenblicklichen Lenker der Zeit, dem Führer der zögernd trabenden, holpernden Postchaise, — und so schaut das innere Gesicht des Dichters Kronos selbst als Schwager vorn auf dem Bock, während der Dichter der Fahrgast ist.

Das Gedicht ist ein besonders interessantes Beispiel für das Wachstum eines Teiles Goetheſcher Lyrik: kein nachträgliches Erdichten mehrfacher Eindrücke am Schreibtisch, sondern ein unmittelbares Empfangen, Schaffen, Aneinanderreihen. (Vgl. „Wanderers Sturmlied", „Auf dem See" und aus ganz später Zeit „Dem aufgehenden Vollmonde".)

B.

Die Gliederung.

I. In zusammenhängender Darstellung.

Das Gedicht besteht aus 7 Strophen, deren erste die Einleitung, deren letzte den Schluß bildet; die 5 Zwischenstrophen ordnen sich leicht in drei Hauptteile, in der Strophenverteilung von 1 + 2 + 2.

AA. Die Einleitung (Str. I) enthält die Aufforderung zu rascher fröhlicher Fahrt: wie der Hemmschuh den Wagen zurückhält, so wird oft das Leben durch äußere Willkür gehemmt.

BB. Die Ausführung (Str. II—VI):

I. Zunächst die Fahrt zur Höhe (I. Hauptteil; Str. II). Schweratmend arbeiten sich die Tiere bergauf. Aber diese Zögerung ist nicht Hemmung; wer auf der Höhe stehen will, muß steigen können, das ist natürliches Menschenlos, und die Mühe, die es kostet, und die Hemmung, die überwunden wird, sie bieten gerade die Gewähr dafür, daß es aufwärts geht.

II. Der Dichter ist auf der Höhe; er genießt den herrlichen Blick von Gebirge zu Gebirge; der Schatten bietende Überbau einer Schenke, aus der ein Mädchen mit hellen Augen herausgrüßt, zieht ihn an; „labe dich!" spricht er sich selbst zu. So möchte der Dichter auch auf der Höhe des Lebens stehen, wo der Blick ins Weite geht, wo alles Kleine, Enge überwunden ist. Auf der Höhe des Lebens kommt auch das holdeste Glück als Krönung heißen Strebens, als erfrischender Labetrunk von dem Staub der Arbeit des Lebens. (II. Hauptteil; Str. III—IV.)

III. Die Sonne sinkt, der Wagen rollt bergab; das Ziel winkt, die Strahlen des untergehenden Gestirns blenden mit roter Glut das Auge. — Abendstimmung, Abschiedsstimmung, aber keine Müdigkeit. Nein, wie der Wagen rasselt und die Räder fliegen, da erscheint wohl das Bild des Todes, der am Ziele winkt, aber nicht der Tod des Alters. Der Dichter träumt von einem Scheiden aus der Fülle der Jugendkraft

heraus; alles Schöne, was das Leben bietet, noch in frischester Erinnerung, noch als Gegenwart im Herzen, — so hingerissen zu werden, ist kein Schreckbild. (III. Hauptteil, Str. V—VI.)

CC. Der Schluß (Str. VII) enthält — dem Tone der heitern Lebenslust entsprechend, die durch das ganze Gedicht weht, — die fröhliche Einkehr, und zwar so, daß Wirklichkeit und Bild unzertrennlich verwachsen sind: vor dem geblendeten Blick liegt schwarz das Höllentor, das Tor der Stadt. „Die Jugend brauset, das Leben schäumt." Das Posthorn bläst, die Unterwelt tut sich auf: wir kommen, wir kommen aus dem Leben, noch trunken vom Leben dort draußen!

II. In übersichtlicher Form.

AA. Einleitung. Aufforderung zu schnellerer Fahrt über Stock und Stein; im Bilde: Wunsch einer frisch-fröhlichen Fahrt durchs mühevolle Leben (Str. I).

BB. Ausführung. Die Fahrt übers Gebirge — durch das Leben (Str. II—IV).

I. Die Fahrt bergauf — die Mühen und Hemmungen des aufwärtsgehenden Lebens (Str. II).

II. Der Aufenthalt auf der Höhe des Berges und der Labetrunk in der Schenke — der Dichter auf der Höhe des Lebens und Wirkens im Genuß holdesten Glückes als der Krönung heißen Strebens (Str. III—VI).

III. Die rasche Fahrt zu Tal — nur kein langsam hinsiechendes Greisenalter, sondern ein Scheiden aus der Fülle der Jugendkraft heraus (Str. V—IV).

CC. Schluß. Fröhliche Einkehr — fröhlicher Tod (Str. VII).

C.

Inhalt, Wahl und Fügung der Worte zeigen deutlich den Dichter in seiner Sturm- und Drangperiode; die ungeduldige, ungestüme Schaffenskraft Goethes in der Genieperiode pocht in jeder Zeile.

[Vgl. AdD., S. 314; Haehnel, S. 61; Kern, S. 81; Litzmann, S. 176; Matthias, S. 93; Meyer, S. 312; Wolff, S. 612.]

---

2. Erklärung der Allegorie.

A.

Bei der Erklärung der Allegorie „Schwager Kronos" ist vor allem zu beachten, daß der Dichter nicht das wirkliche Leben versinnbildlichen will, sondern den Lebensgang, wie er ihn sich wünscht.

B.

Erklärung der Allegorie.

I. Wunsch einer frisch-fröhlichen Fahrt durch das Leben.
Die brausende Lust soll nicht gezügelt, ein Rückschlag gerne ertragen werden.

II. Die Fahrt durchs Leben, wie der Dichter sie machen möchte.

1. Die Fahrt bergauf.
Der zum Manne reifende Jüngling soll, wenn er nach hohem Ziele strebt, vor den Mühen und Hemmungen, die sich ihm nun einmal entgegenstellen, nicht zurückschrecken, sondern unentwegt, unverdrossen, schaffensfroh, von beseligender Hoffnung getragen, weiter streben: nur so kann er zum Ziele gelangen.

2. Der Aufenthalt auf der Höhe; Umblick.
Die erreichte Höhe gewährt hohe Befriedigung und den Ausblick auf noch Höheres, ja Unendliches, Ewiges. Der irdische Genuß, der dem Erfolgreichen zugleich geboten wird, angedeutet durch einen vollen, von der Lebensfreude gereichten Trunk.

3. Die rasche Fahrt zu Tal.
In der Seligkeit des Erfolges und Genusses weckt der Gedanke an die Abnahme dieser Seligkeit den Wunsch, von der Höhe noch in vollem Gefühl solcher Freuden aus dem Leben zu scheiden: nicht der Tod, sondern langsam siechendes Greisenalter ist schreckhaft: daher würde dem aus dem Vollgefühl des Lebens zum Tode Gerissenen dieses als etwas Freundliches erscheinen.

C.

Aus solcher Denkart des Dichters ist der Charakter Egmonts, soweit er der Träger Goetheſcher Gedanken der Sturm- und Drangzeit, des „Dämonischen" ist, geschaffen worden. Vgl. besonders Egmonts Unterredung mit seinem Sekretär im II. Aufzug, wo das Leben auch mit einer Wagenfahrt verglichen wird.

[Nach AdD. S. 316].

Aufgaben zur Auswahl.

1. Erklärung des Gedichtes.
2. Inwiefern beherrscht eine bestimmte künstlerische Idee das Gedicht von Anfang bis zu Ende? Welches ist diese Idee, und wie wird sie bewußt durchgeführt? (*Litzmann, S. 170.)
3. Goethe als „Stürmer und Dränger" in dem Gedichte.
4. Das Leben, eine Gebirgsfahrt. Dargestellt im Anschluß an das Gedicht.
5. Das Leben, eine Reise. (J. A. Hartung, S. 102).

6. Lebenswunsch Goethes in dem Gedicht „An Schwager Kronos".
7. Das Gedicht als ein Beispiel für das Wachstum eines Teiles Goethescher Lyrik.
8. Die Konzeption des „Ganymed", verglichen mit der des Gedichtes „An Schwager Kronos".

VII. Seefahrt.

(11. Sept. 1776.)

1. Die Gliederung.

A.

Geschrieben aus der Lebensperspektive des Dichters im ersten Weimarer Jahre, bedeutet die Allegorie „Seefahrt" zugleich den künstlerischen Abschluß der Weimarer Jugendepoche, so daß sie geradezu als Schlußakkord zu „Dichtung und Wahrheit" erscheint. Was an innern und äußern Erlebnissen auf dieser Wende des Lebens an Goethe herangetreten, das ist hier zusammengefaßt im Bilde der Seefahrt.

B.

Die Gliederung.

I. In zusammenhängender Darstellung.

Das Gedicht ist zunächst für die Freunde geschrieben, die der Besorgnis Ausdruck gegeben hatten, der Dichter werde in dem weimarischen Hof- und Staatsleben seinen eigentlichen Lebenszweck verfehlen, die hohen Erwartungen, zu denen er berechtigte, nicht erfüllen. Dieser Besorgnis der Freunde gegenüber erklärt er, daß er sich und seiner Bestimmung treu sei und das, was er begonnen, zu vollenden gedenke. — Es ist hiernach erklärlich, daß die Freunde, ihr Verhältnis zu Goethe und umgekehrt das des Dichters zu ihnen Eingang und Ausgang der Dichtung bilden; dazwischen entwickelt sich der Verlauf der Seefahrt.

AA. Die Einleitung (Str. I) führt das Lebensschiff des Dichters untätig im Hafen liegend vor; Geduld und Mut werden im Kreise treuer Freunde „erzecht", d. h. künstlich erzeugt.

BB. In der Ausführung (Str. II—VII) werden wir Zeugen seiner Fahrt:

I. Zunächst der glücklichen Ausfahrt am Morgen und der ebenso glücklichen Weiterfahrt in der ersten Zeit („der ersten, hohen Sternennächte"), — I. Hauptteil, Str. II—IV. —

II. Sodann der Fahrt während der Wechselwinde und hernach des Sturmes — II. Hauptteil, Str. V—VII.

Teil I geht hervor aus den Wünschen und Hoffnungen der Freunde, Teil II endet mit deren Fassungslosigkeit: so geben auch in der eigentlichen Ausführung die Freunde den Rahmen des Bildes ab. Die Hoffnungen und Erwartungen, welche die Freunde an die Übersiedlung des Dichters nach Weimar knüpften, erfüllten sich anfänglich; die neuen Pflichten, die ihn nachher in Anspruch nahmen, und die Schwierigkeiten, die seiner Stellung am Hofe bereitet wurden, lassen sie fürchten, daß er von seiner hohen Bestimmung abgelenkt werde.

CC. Der Schluß — Str. VIII — nimmt das Motiv der Einleitung wieder auf: der kraftvolle, zielbewußte Lenker steht am Ruder des gefährdeten Schiffes und läßt die verzagten Freunde mit „Geduld und gutem Mut" die stürmische Fahrt verfolgen: der Dichter gibt den Freunden die Gewißheit, daß kein Versagen oder Fehlschlagen des Augenblicks ihn hemmen oder beirren wird.

II. In übersichtlicher Form.

AA. Einleitung. Das Schiff liegt im Hafen; künstlich müssen „Mut und Geduld" erzeugt werden (Str. I).

BB. Ausführung. Die Seefahrt (Str. II—VII).

I. Die Freuden der ersten Zeit (Str. II—IV).

1. Die Hoffnungen und Wünsche der Freunde (Str. II.)
2. Ausfahrt und glückliche Weiterfahrt (Str. III—IV).

II. Die Leiden der spätern Zeit (Str. V—VII).

1. Das Aufkreuzen gegen die Wechselwinde und der Kampf mit dem Sturm (Str. V—VI).
2. Die bangen Sorgen der Freunde (Str. VII).

CC. Schluß. Der kraftvolle, zielbewußte Steuermann flößt den besorgten Freunden wieder Mut und Geduld ein. (Str. VIII.)

C.

Das Gedicht, eine Jubelfanfare stolzer Siegesfreudigkeit, ein Zukunftsmorgenruf, der alle Stimmen des Zweifels übertönt, ist nicht nur bedeutsam wegen seines innern Gehaltes, sondern auch wegen seines künstlerischen Aufbaues.

[Vgl. Litzmann, S. 184.]

2. Gliedernde Erläuterung.

A.

Das Gedicht ist eine allegorische Darstellung von Goethes Erlebnissen und Erfahrungen vor seiner Berufung nach Weimar und während des ersten Jahres seines dortigen Aufenthaltes, die er uns unter dem Bilde einer Seefahrt vorführt.

B.

Gliedernde Erläuterung.

AA. Einleitung. Das herzogliche Paar hatte in Frankfurt (12. Okt. 1775) verabredet, daß Goethe mit dem Kammerjunker von Kalb, der einen zurückgebliebenen Wagen nachbringen werde, die Reise nach Weimar machen solle. Aber Tag um Tag verstrich, ohne den Erwarteten zu bringen, wodurch sich Goethe unangenehm getäuscht sah.*)

BB. Ausführung. Die erste Entwicklung der Weimarer Verhältnisse.

I. Die Hoffnungen und Wünsche der Freunde und deren Erfüllung.

1. Die Erwartungen.

Die Freunde hatten gemeint, Goethe werde sich während seines Besuches in Weimar — denn nur an einen solchen, nicht an einen dauernden Aufenthalt war zunächst gedacht — ganz der Dichtung widmen können, und waren ihm daher auf seinem Wege mit freudig gespannter Hoffnung gefolgt.

2. Deren Erfüllung.

In Weimar ging anfänglich alles nach Wunsch; der Herzog suchte Goethe an sich zu fesseln. Bald wurde er zu den Sitzungen des Geheimen Rates zugezogen; im Juni 1776 wurde er dessen Mitglied mit dem Titel „Geheimer Legationsrat". Wieland war trotz der kurz vorher gegen ihn gerichteten Satire „Götter, Helden und Wieland" gleich nach der ersten Begegnung „so voll von ihm wie ein Tautropfen von der Sonne".

II. Die Hemmungen im Dichterberuf und die Besorgnisse der Freunde.

1. Die Hemmungen im Dichterberufe.

a. Die Fahrt seitwärts.

Der vertraute Verkehr mit dem Herzog, der ihn

*) Als sich die Ungewißheit mehr und mehr steigerte, kam er mit dem Vater überein, jetzt die schon während des ganzen Jahres beabsichtigte Reise nach Italien anzutreten. Er packte und fuhr am 30. Oktober frühmorgens gen Süden, kam aber nur bis Heidelberg, wo ihn ein nachgesandter Eilbote einholte und zur Umkehr bewog.

ganz für sich in Anspruch zu nehmen suchte, Hoffestlichkeiten und die amtliche Beschäftigung wirkten störend auf den Dichter ein und beschränkten seine poetische Tätigkeit.

b. Der Sturm.

Das Mißvergnügen über das „tolle Treiben" nicht bloß der sanften Gemahlin des Herzogs, Luise, sondern weiterer Kreise, die es absichtlich noch in böswilligem Gerede übertrieben (besonders des Grafen Görtz, des Erziehers des Prinzen), der förmliche Protest der Hofbeamten gegen die Ernennung zum Geheimen Legationsrat mit Sitz und Stimme im Geheimen Conseil und andere Intrigen gleichen dem Sturme, den ein in voller Fahrt befindliches Schiff ausgesetzt ist.

2. Die Besorgnisse der Freunde.

Wie durch die unter a. genannten Umstände die Wahrscheinlichkeit gezeitigt wurde, daß der Dichter seiner Bestimmung entfremdet würde, so konnten die unter b. genannten Umstände gar dazu führen, dem Dichter die Lebensfreude zu rauben und ihm jegliche Lust zur Huldigung der Muse zu nehmen.

CC. Schluß. Aber der Dichter gab den Freunden den Trost, daß er sich den festen Mut und frohes Vertrauen auf glückliches Gelingen bewahrt habe. Kurz vor seiner Abreise aus Frankfurt hatte er schon an Auguste Stolberg geschrieben: „Ich lasse mich treiben und halte nur das Steuer, daß ich nicht strande." Weniger zuversichtlich ist allerdings der Ton des Briefes, den er am 6. März 1776 von Weimar aus an Lavater schrieb: „Ich bin nun ganz eingeschifft auf der Woge der Welt — voll entschlossen: zu entdecken, gewinnen, streiten, scheitern oder mich mit aller Ladung in die Luft zu sprengen."

C.

Entweder: Die Zukunft hat gelehrt, daß der Dichter denn auch „männlich an dem Steuer" seines Lebensschiffes ausgeharrt hat.

Vgl. die 50 Jahre später — zu einem Bilde (Frankfurt a. M.) für den Bibliothek-Sekretär Kräuter — als Widmung gedichteten Verse:

Den 15. Juni 1826.
Großen Fluß hat' ich verlassen,
Einem kleinen mich zu weih'n;
Sollte der doch eine Quelle
Manches Guten, Schönen sein.

Oder: Hinweis auf das in demselben Jahre entstandene Gedichtchen „Hoffnung".

[Vgl. Kiy, I, S. 92.]

3. Inhalt und Deutung.

A.

Unter den allegorischen Dichtungen Goethes nimmt das Gedicht „Seefahrt" durch seine Beziehungen auf das Leben und die innere Entwicklung des Dichters eine besonders bemerkenswerte Stellung ein.

B.

Inhalt und Deutung des Gedichtes.

I. Kurze Wiedergabe des Inhaltes.
   AA. Der Aufenthalt im Hafen.
   BB. Die Seefahrt.
      I. Glückliche Aus- und Weiterfahrt.
      II. Widrige Winde und Sturm.
   CC. Der wackere Steuermann.

II. Deutung der Allegorie.
   1. Im besondern.
      Die Beziehung auf Goethe und sein Verhältnis zu Weimar.
      Unter dem Bilde einer Seefahrt wird dargestellt, wie Goethes Freunde voll froher Hoffnung seiner künftigen Wirksamkeit in Weimar entgegensahen, und wie er sich selber nachher, als die Außenwelt ihn zerstreuend und bedrängend mehr in Anspruch nahm, als mit seiner dichterischen Tätigkeit vereinbar schien, und die fernen Freunde deshalb um ihn besorgt waren, festen Mut und frohes Vertrauen auf glückliches Gelingen bewahrte.
   2. Im allgemeinen.
      Vergleich des menschlichen Lebens überhaupt mit der Seefahrt.
      Das Gedicht läßt sich zugleich als die allegorische Darstellung eines unternehmenden Geistes auffassen, der auf der hohen See des Lebens sein Glück sucht, gegen widrige Geschicke anzukämpfen hat, den Mut jedoch nicht verliert und, auf Gott vertrauend, rüstig seinen Lauf fortsetzt.

C.

Goethe ist später noch einmal zu dem Lieblingsmotive seiner Jugendzeit, dem Reise- und Wandermotive als einem Abbilde des Lebens oder eines Lebensabschnittes, zurückgekehrt, in der „Harzreise im Winter"; aber er knüpft hierbei nicht an die „Seefahrt" an, welche, die Grundtöne seiner Sturm- und Drangzeit zusammenfassend, das Motiv zu hoher künstlerischer Abrundung brachte, sondern nähert sich in der Technik vielmehr wieder den beiden ältern Allegorien „Wanderers Sturmlied" und „An Schwager Kronos".

[Vgl. Haehnel, S. 63.]

Aufgaben zur Auswahl.

1. Das Gedicht nach Form, Inhalt und Bedeutung.
2. „Die Seefahrt" als allegorische Dichtung.
3. Der Gedankengang des Gedichtes.
4. Der künstlerische Gehalt des Gedichtes.
5. Welche Beziehungen auf Goethes Leben enthält das Gedicht?
6. Inwiefern kann man das Gedicht als den Schlußakkord von „Dichtung und Wahrheit" bezeichnen? (Litzmann, S. 187.)
7. Das Reise- und Wandermotiv — ein Lieblingsmotiv des jungen Goethe.
8. Die Seefahrt. Eine Schilderung nach dem Gedichte.
9. Das Seemannsleben. Nach dem Gedichte.
10. Die Seefahrt und das Menschenleben.
11. Das Gemüt und die See.
12. Das Leben eines studierenden Jünglings, verglichen mit einer Seefahrt. Im Anschluß an das Gedicht.
13. Wahrer Mut und falsche Zuversicht nach Goethes „Seefahrt".
14. Der Jüngling gleicht dem Schiffe auf ernster Meerfahrt.
15. Goethes „Seefahrt" und „Adler und Taube".
16. Des Jünglings Eintritt in die Welt als Beginn einer Schiffahrt auf dem Meere des Lebens. Im Anschluß an das Gedicht und an Schillers Epigramm „Erwartung und Erfüllung".
17. Goethes „Seefahrt" und Uhlands „Taillefer" in ihren Beziehungen auf das Leben beider Dichter.

VIII. Grenzen der Menschheit.

(Um 1776.)

1. Die Gliederung.

A.

Unter den Gedichten, in denen das Naturempfinden Goethes zum Ausdruck kommt, und die zugleich ganz intime Konfessionen, lyrische Selbstgespräche sind, gehört zu derjenigen Gruppe, die von des Dichters Stellung zur Religion Zeugnis ablegt — „Prometheus" (?), „Ganymed", „Das Göttliche" —, auch der Hymnus „Grenzen der Menschheit". Ist auch dessen Entstehungszeit unbekannt, und läßt sich daher auch nicht erkennen, aus welcher persönlichsten Beziehung dieses Bekenntnis sein Licht

empfängt, so dürfen wir das wenigstens mit Recht vermuten, daß es ähnlich entstanden ist wie die meisten unter dem Titel „Vermischte Gedichte, zweite Sammlung" in der ersten, von Goethe selbst redigierten Sammlung seiner Lyrika (Band 8 seiner Schriften von 1789) stehenden lyrischen Ergüsse augenblicklicher Stimmung.*) Die Sinne des Dichters empfangen von der umgebenden Natur Eindrücke, die den Anlaß geben zur Einkehr in sich selbst: ein äußeres Erlebnis setzt sich in ein seelisches um. Den „Wanderer", den „Pilger", wie ihn kurz vor seiner Übersiedlung nach Weimar seine Darmstädter Freunde nannten, überrascht auf einsamem Spaziergange ein Gewitter, mächtig und doch zugleich erquickend. Dieser Naturvorgang wird ihm zu einer überwältigenden Offenbarung, einerseits der erzeugenden, Leben weckenden und Leben gebenden Naturkräfte, die von einer ewigen („uralten"), „heiligen", schöpferischen („Vater"), ruhigseligen („mit gelassener Hand"), übermenschlichen und allmächtigen Gottheit geleitet werden, wie anderseits der Kleinheit und Beschränktheit seiner selbst, der nichts weiter tun kann, als im Anblick und unter dem Eindruck dieser Offenbarung sein Herz in kindlich-frommer Scheu vor dem Unendlichen, vor dem all sein Titanentum zunichte wird, demutsvoll zu beugen. Dieses seelische Erlebnis setzt sich dann in einen künstlerischen Gedanken um: der in ihm verkörperte Einzelmensch, das Individuum, wird zum Menschen überhaupt, zur Menschheit, die in Schwachheit und Unvollkommenheit der Majestät der Gottheit gegenübersteht und sich darum dieser in tiefer Ehrfurcht und anbetender Demut unterzuordnen hat. Der schaffende Genius vertieft sich in diesen künstlerischen Gedanken, und in einsamer, heiliger Stunde erwächst aus solcher Stimmung und Gedankenwelt heraus die Hymne auf die „Grenzen der Menschheit".

B.

Die Gliederung.

I. In zusammenhängender Darstellung.

AA. Die Grenzen der Menschheit sind zwiefacher Art; die eine, die ihr gezogen ist, ist die Beschränkung im Raum, die andre die in der Zeit. Diese Tatsache begründet den Gedanken der Einleitung. (Str. I). Gottes erhabene, gelassene Größe zwingt den also beschränkten Menschen zur Anbetung („kindliche Schauer treu in der Brust").

BB. I. Im ersten Hauptteil (Str. II—III) wird die Beschränkung im Raume zergliedert nach den Gesichtspunkten des menschlichen Geistes und des menschlichen Körpers.

---

*) Die „Vermischten Gedichte" sind wieder in zwei Abteilungen, eine „erste" und eine „zweite" Sammlung, gegliedert; die erste Sammlung ist wesentlich eine Liebeskonfession, die zweite, weniger intim, behandelt allgemein menschliche und ästhetische Probleme.

1. Versucht es der Mensch, sich mit seinem Geiste über die ihm gesetzten Schranken zu erheben, glaubt er über den ihm zugewiesenen Raum der Erde mit seinem Geiste hinauseilen zu können in das Gebiet des Kosmos, um dessen Wesen zu ergründen, will er das Wesen eines andern Sternes (z. B. dessen Bewohnbarkeit) ergründen, — so haften nirgends die unsichern Sohlen, es fehlt ihm jedweder feste Boden zur wirklichen Erkenntnis, und seine Theorie schwebt haltlos in der Luft, ein Spiel der Wolken und Winde.*) „Wie begrenzt ist also der Geist!" ruft resigniert der Dichter aus (Str. II).

2. Unterläßt aber der Mensch, in Erkenntnis der Beschränktheit seines geistigen Strebens, jedweden Himmelsflug des Geistes, und begnügt er sich damit, nur allein den Bedürfnissen des Körpers sein Leben zu widmen, dann wird ihm zwar die von Gott hierfür wohlausgestattete Erde alles das liefern, was er zu des Leibes Notdurft und Nahrung gebraucht, — aber damit entwürdigt er sich zugleich seines ihn über alle andern Geschöpfe der Erde hinaushebenden geistigen Gehalts, des bewußten Strebens nach Höherm, und er reicht dann nicht mehr aus, sich mit der Eiche und Rebe zu vergleichen, die, ob sie gleich in der Erde wurzeln, doch zum Höhern emporstreben, jene selbständig in markiger Kraft, diese in unselbständiger Anlehnung an andre Bäume (Str. III).**)

II. Der zweite Teil führt die Beschränkung des Menschen in der Zeit vor.

1. Str. IV führt aus, wie der Mensch vergeht wie Strom und Welle, d. h. wie er in der Zeit wird und vergeht.

2, a. Str. V setzt das Bild zunächst fort, in dem großen Wellengange des Stromes — dem Sinnbild der Gottheit — ist der Mensch nur ein kleiner Ring, der entsteht, wenn in das Wasser ein Steinchen geworfen wird; gegenüber der Unendlichkeit Gottes gehört dem einzelnen Menschen nur eine kurze Spanne des Lebens, — mag der Ring auch noch so groß werden.

b. Nur dadurch, daß sich Ring an Ring zu unendlicher Kette fügt, daß ein fortwährendes Werden

*) Auch die Ergebnisse der Spektralanalyse, die Goethe noch nicht kennen konnte, ändern hieran nur recht wenig. Man denke u.a. auch an die verzweifelten Versuche, das Wesen der sogen. Marskanäle zu erkennen bzw. zu erklären!

**) Vgl. das Distichon Schillers:

„Suchst du das Höchste, das Größte? Die Pflanze kann es dich lehren.
Was sie willenlos ist, sei du es wollend — das ist's."

und Vergehen stattfindet, dehnt sich die kurze Spanne Zeit der Individuen zu einer längern der einzelnen Geschlechter und im weitesten Umfange zu einer dauernden der Menschheit überhaupt aus. Der letzte Teil der V. Strophe (V. 3—6): „Und viele Geschlechter" usw. schließt also, beide zeitlichen Beschränkungen zusammenfassend, vom Individuum zur Gattung emporsteigend, den ganzen zweiten Hauptteil ab.

Ein eigentlicher Schluß des ganzen Gedichts fehlt.

II. In übersichtlicher Form.

AA. Einleitung. Anbetung Gottes in seiner erhabenen, gelassenen Größe (Str. I).

BB. Ausführung. Begründung dieses Verhältnisses des Menschen zu Gott durch dessen Schwäche und Kleinheit (Str. II—V).

I. Der Mensch ist beschränkt im Raume (Str. II—III).

1. Die Beschränkung seines geistigen Strebens (Str. II)
2. Die Erbärmlichkeit seines bloß körperlichen Daseins (Str. III).

II. Der Mensch ist beschränkt in der Zeit (Str. IV—V).

1. Sein Werden und Vergehen in der Zeit (Str. IV).
2. a. Die kurze Dauer seines Einzellebens (Str. V, 1—2).
   b. Die Dauer der Menschheit überhaupt infolge des fortwährenden Werdens und Vergehens des Individuums (V. 3—6)

CC. Schluß. Fehlt.

C.

Das Gedicht führt mit seinem Bekenntnis der Schwäche und demütigen Unterwerfung den poetischen Titanismus Goethes in seine Grenzen zurück, ist zugleich eine Palinodie seines Gegenpoles, des „Prometheus".

[Vgl. Dorenwell, III, S. 112; Leuchtenberger, I, S. 55; Matthias, S. 103; Kern, N. J. f. Ph. u. P., 1879, S. 196.]

---

2. Der Gedankengang.

A.

Wer die Prometheus-Ode, wer „Wanderers Sturmlied" oder „Schwager Kronos" liest, der spürt es, wie ein Stürmen und Drängen den Geist Goethes zur Zeit der Abfassung dieser Dichtungen erfüllte. Alles möchte er wissen, alles erforschen, alles begreifen. Neben den Göttern — gleichberechtigt — möchte er dahinstürmen. Diesen titanischen Trotz hat Goethe in den folgenden Jahren allmählich überwunden. Die Frau v. Stein war vor allem es, die Goethes Ungestüm milderte. Dort in Weimar

lernte er sich sammeln, sich beschränken. Er mäßigt den kühnen Flug des Geistes und fängt an, erst einmal Erfahrung zu sammeln, um von dieser Grundlage aus Welt und Menschen verstehen zu lernen. Das ist ein langer, mühevoller Weg, Erfahrung sammeln und daraus sich eine Weltanschauung aufbauen, ein langes Suchen und Forschen oft um ein Körnchen Wahrheit. Da wird das Unzulängliche des menschlichen Forschens und Erkennens nur zu klar: Stückwerk unser Wissen, Unerforschliches genug neben dem Erforschbaren. Die Grenze der menschlichen Kraft wird spürbar. Soll das entmutigen? Nein! Einen Goethe wenigstens hat das nicht entmutigen können. Sein Faust findet endlich den Weg zur praktischen Tat für die Mitmenschen, darin ist er würdig zur Erlösung geworden. Von Goethe stammt das Wort: „Das schönste Glück des denkenden Menschen ist, das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche zu verehren." Zur Beschränkung nur soll diese Tatsache erziehen. Der Mensch lerne das Mögliche ermessen, innerhalb des Erreichbaren stecke er sich seine Ziele, das ist seine Beschränkung. Nicht stürme er zum Himmel, ein Titan, ein Übermensch! Er ist Mensch. Überschreitet er die Grenzen seiner Kraft, vermißt er sich, so schädigt er sich selbst. Vermessenheit ist's, der Gottheit gegenüber zu treten wie ein Gleichberechtigter! So tat Prometheus. Aber der Mensch ist der Gottheit nicht gleich an Kraft, an Kraft des Erkennens vor allem. Er ist auch nicht unendlich wie die Götter, sondern endlich, und an seiner Endlichkeit muß er scheitern, wenn er sich unterfängt, die Welt des Unendlichen mit seinem Geiste zu durchmessen: Grenzen der Menschheit. Wenn aber auch seine Kraft in ihrer Endlichkeit nicht heranreicht an die Gottheit, seine Seele ist dennoch ein Abglanz des Göttlichen; die edelsten Seiten seines Geistes sind göttlicher Natur. (Vgl. die Ode: „Das Göttliche".) Ein Statthalter der Gottheit auf Erden kann er sein.

Aus solchen Gedankengängen und solchen Empfindungen heraus ist der Hymnus „Grenzen der Menschheit" entstanden.

B.

Der Gedankengang.

AA. Zuerst ein wunderbares Bild voll Erhabenheit und majestätischer Ruhe: der Donnerer — der ewige, der heilige Vater — ausstreuend mit gelassener Hand Segen und Fluch in dieser gewaltigen Naturerscheinung des Gewitters; aber für den Segen nur hat der Dichter jetzt ein Auge, mild soll das Bild wirken bei aller Großartigkeit und Erhabenheit, vom ewigen Vater stammt die Gabe. Und ehrfurchtsvoll ihm zu Füßen der Mensch, im Innersten erschauernd und treu in Demut, in kindlicher Ehrfurcht zu ihm hinaufgezogen für immer mit unsichtbarem Bande und doch mit dem Gefühl der eigenen Kleinheit im Herzen. (Str. I.)

BB, I. Kleinheit — Unzulänglichkeit des Menschen? Undenklich ist das All! Die Welt der Tatsachen (Erfahrung) und die Welt der Ideen (reines Denken) vereinigen sich in ihm, — und jede dieser Welten für sich eine Unendlichkeit. Diese beiden Seiten des Alls zugleich und vollkommen zu erfassen, das vermag der Geist des Menschen nicht; und so gerät er in einen ewigen Zwiespalt zwischen dem Ideellen und dem Wirklichen. (Str. II—III.)

1, a. Hoch geht seines Geistes Flug; er vermag aufwärts zu dringen zum Idealen, mit dem Scheitel berührt er die Sterne — ein Ikaros, ein Napoleon I., (die Idee der Macht und persönlichen Größe), ein Wallenstein, — aber dann scheitert er an der Wirklichkeit. So heben religiöse Beschaulichkeit, Philosophie, ungezügelte Phantasie den Geist empor; doch wie leicht geht ihm dann der feste Boden unter seinen Füßen verloren! (Str. II.)

b. Hält er sich aber in den Schranken des sinnlich Wahrnehmbaren, dann bleiben die ewig-tiefen Ideen ihm verschlossen; wie unbefriedigend für einen reichen Geist! Die Erfahrung läßt alle die letzten Fragen unbeantwortet. (Str. III.)

2. Diese Gedanken stellt uns nun Goethe sehr anschaulich dar:

a. Wir sehen im Geiste das Bild eines zum Himmel Stürmenden — man stellt sich unwillkürlich eine Jünglingsgestalt vor —, sein Haar streift die hohen Sterne, aber die Füße haben Halt und Stützpunkt verloren: ein Sturmverschlagener, dem Windeswehen Preisgegebener. Man könnte lächeln, wenn solch ein Schicksal nicht tragisch wäre; etwas von der Beklommenheit des alten Dädalos — als er mit seinem Sohne den hohen Flug wagte — überkommt uns bei dieser Vorstellung. „Wann wird er herabstürzen?" fragen wir bang.

b. Dann aber das Gegenbild: eine erdenheimische Gestalt, mit festen, markigen Knochen auf unerschütterlichem Grunde stehend; die Eiche beschattet ihren Scheitel, und hoch in unerreichbarer Weite ziehen die Wolken und wölbt sich das Sternenzelt. Selten, dann aber heiß verlangend, blickt das Auge hinauf in das dunkle und unergründliche Blau, um dann — den Himmel den Göttern überlassend — sich der nahen Erde zuzuwenden.

So schauen wir jenen Gedanken von der Unzulänglichkeit des menschlichen Geistes. Darin liegt bereits die Antwort auf die Frage: Was unterscheidet Götter von Menschen? Die Götter umspannen und begreifen Idee und Wirklichkeit zugleich: sie sind erhaben über jenen Zwiespalt, der dem

Menschen das Herz unruhig macht. Diese Antwort aber ist zwischen den Zeilen zu lesen. Das Gedicht gibt sie aufs neue im Bilde, in zwei Bildern.

II. Was unterscheidet Götter von Menschen? Die Begrenztheit, die Endlichkeit menschlichen Erkennens.

Die aber ist abgebildet in der Endlichkeit des menschlichen Lebens: an dieser kann man sich also jene veranschaulichen. (Str. IV—V.)

1. Die unendliche Zeit fließt dahin wie ein Strom, an dessen Oberfläche die Wellen sich heben und senken, deren eine immer aus der andern hervorgeht, eine die andre hervorruft in zusammenhängendem Flusse; nur dem menschlichen Auge scheint wohl oft isoliert (die Einzelwelle), was doch in Wahrheit eine ewige Verbindung ist. Diesen ewigen Strom vor sich abfließen zu sehen in seinem innern geschlossenen Zusammenhange, das ist nur den Göttern beschieden. Unser Blick hat seine Grenze im einzelnen: die eine Woge, in der wir leben, und wenig benachbarte Wellen darüber hinaus umspannt er. Wie ein Schwimmer wird der Mensch mit der Woge emporgehoben, dann verläßt ihn bald die Kraft: — verschlungen — versunken! Höchstens noch ein letztes Gurgeln in die Tiefe. Aber der Strom fließt weiter. (Str. IV.)

2. Noch in einem Bilde, in dem des Ringes, ist diese Beschränkung des Geistes zu verstehen. Ein einzelner Ring — ein Kreislauf von unbekanntem Sein zu unbekanntem Sein zurück — das ist unser Leben (im Zirkel dreht sich auch unser Denken). Endliche Ketten von gleichen Ringen, das sind die menschlichen Geschlechter, die in ihrer Gesamtheit eine vielleicht (?) unendliche Dauer besitzen, nicht aber die einzelnen Geschlechter. Das Dasein der Gottheit aber ist eine unendliche Kette; die ganze Menge der menschlichen Geschlechter wandelt vor ihr, dauernd, ohne je sie zu überleben.

C.

So baut sich ohne viel absichtliche Kunst und Berechnung der Inhalt der Ode auf. Das Thema ist hier überall in den Vordergrund gerückt: Grenzen der Menschheit, d. i. des menschlichen Wesens.

[Schmidt, S. 177.]

3. Die Gegensätze des Gedichtes zum „Prometheus".

A.

Schon die Überschrift stellt das Gedicht in einen Gegensatz zum „Prometheus", dem Liede von dem keine Schranken und Grenzen anerkennenden Menschengeist.

B.

Die Gegensätze.

I. Die Gottheit.
  1. Die liebende Allmacht.
    a. Im Pr. verspottet als knabenhaftes Tun, wenn Gott, aus Wolkendunst Blitze sendend, sich an Eichen und Bergeshöhen übt.
    b. In Gr. d. M. anerkannt als gelassene Majestät, die aus rollenden Wogen segnende Blitze über die Erde säet.
  2. Die Unendlichkeit.
    a. Im Pr. geleugnet, da „die allmächtige Zeit" Herrin der Gottheit ist, oder verhöhnt: „Ich daure so wie sie; wir alle sind ewig."
    b. In Gr. d. M. anerkannt in der Erhabenheit der Gottheit über Alter und Tod (*ἀγήρῳ* und *ἀθάνατοι*).

II. Der Mensch.
  1. Die Ohnmacht.
    a. Im Pr. vermessene Überhebung: „Hast du (Prometheus) nicht alles selber vollendet?"
    b. In Gr. d. M. demütige Selbsterkenntnis im Gefühl des eigenen Unwertes.
  2. Das Verhältnis zu Gott.
    a. Das Verhältnis des Kindes zum Vater.
      α. Im Pr. sarkastische Beurteilung des kindlichen Verhältnisses zu Gott als eines kindischen, überwundenen Standpunktes.
      β. Rückkehr zu diesem Verhältnis („kindliche Schauer").
    b. Das Verhältnis des Dieners zum Herrn.
      α. Im Pr. frevle Blasphemie.
      β. In Gr. d. M. anbetende Demut („küss' ich — *προσκυνῶ* — den letzten Saum seines Kleides").

C.

Die Grundstimmung beider Gedichte: im Pr. — aus Selbstvergötterung entspringend — Gotteshaß und Gottesverachtung, in Gr. d. M. — als Ausfluß der Erkenntnis menschlicher Beschränktheit — Gottesfurcht und Gottestreue.*)

[Vgl. AdD., S. 345.]

*) „Den vollsten Gegensatz zu diesem Gotteshaß lehrt die Betrachtung der

Aufgaben zur Auswahl.

1. Grundgedanke und Gedankengang.
2. Welche Aufgabe für sein Streben wird dem Menschen in dem Gedicht zugewiesen?
3. Die religiöse Weltanschauung in dem Gedicht.
4. Ist der menschliche Geist wirklich so beschränkt, wie es Goethe in dem Gedicht darstellt?
5. Die Gottheit und die Menschheit in dem Gedicht.
6. Ist das Gedicht eine Hymne?
7. Vergleich der III. Strophe mit Schillers Distichon:
   „Suchst du das Größte, das Höchste? Die Pflanze kann es dich lehren.
   Was sie willenlos ist, sei du es wollend, — das ist's."
8. Worin liegt nach Goethe das Göttliche der Menschennatur und ihre Beschränktheit? („Das Göttliche" und „Grenzen d. M.")
9. Das Wesen der Menschen. Nach den Gedichten „Grenzen der Menschheit" und „Das Göttliche".
10. Welche Anschauungen von der Gottheit geben sich in diesen beiden Oden kund?
11. Erläuterung der Schlußstrophe.
12. Kann das Gedicht eine Palinodie zu „Prometheus" und „Ganymed" genannt werden?
13. Welche innere Verwandtschaft besteht zwischen dem Gedicht und Klopstocks „Frühlingsfeier"?
14. Grenzen der Menschheit nach Gedichten von Goethe und Schiller.
15. Der Grundgedanke des Gedichts soll an den Charakteren Tassos und Antonios veranschaulicht werden.

Iphigenie kennen. Darauf ist zur Richtigstellung seines Urteiles über Goethe's religiöse Vorstellungen der Schüler schon jetzt zu verweisen." [AdD, S. 347, Anm.]

IX. Harzreise im Winter.

(1777.)

Gedankengang und Gliederung.

A.

Das Reise- und Wandermotiv als Abbild des Lebens oder eines Lebensabschnittes, das in den Gedichten Jung-Goethes eine so bedeutsame Rolle spielt, tritt uns einige Jahre später noch einmal in der „Harzreise im Winter" entgegen. Faßt die „Seefahrt" die Grundtöne seiner Sturm- und Drangzeit zusammen, so gehört die Harzreise jener Epoche an, in der auf stürmische Gärung brausender Jugend die Abklärung zu männlich geschlossener Kraft und zu jener inneren Befriedigung erfolgt, die der Dichter namentlich der Frau von Stein zu danken hatte. Unmittelbar veranlaßt wurde die Reise durch die Absicht, einen jungen Theologen (Sohn des Superintendenten Plessing in Wernigerode), einen selbstquälerischen Unglücklichen, zu besuchen, als dieser durch schwermütige, Trost suchende Briefe von dem Dichter des Werther tröstende, heilende Lebensweisheit erbeten hatte; Goethe hatte nicht geantwortet, sondern gewartet, bis er persönlich auf den lebensfeindlichen Jüngling, der sich in unbefriedigtem Streben Menschenhaß aus der Fülle der Liebe trank, wirken konnte.*) Mit diesem eigentlichen Zweck verband Goethe einen zweiten, geheimsten, den Brocken zu besteigen; und „auf diesen Pfaden in jedem Augenblick der Gedanke an das Glück, das seiner bei der Rückkehr wartete, immer und überall das Bewußtsein der beseligenden Nähe der geliebten Frau, — das war des Dichters Reisegepäck und Wegzehrung." (Litzmann.)

B.

I. Der Gedankengang.

BB. Drei Themata, drei Töne werden in der „Harzreise" angeschlagen, und diese bedingen denn auch — um zunächst von der Einleitung abzusehen (siehe unten) — eine Dreiteilung des Gedichts: das Los des unglücklichen Menschenfeindes, dem Balsam zu Gift wird, die Liebe als Begleiterin und Schirmerin und

*) Goethes Mühen war vergeblich. Plessing wehrte sich gegen alle Vorstellungen und Ratschläge. Mit tiefem Mitleide schied Goethe von ihm. — Lange nach der „Harzreise" besuchte der Dichter Plessing zum zweiten Male, diesmal in Duisburg, wo der Gelehrte inzwischen einen ihm einigermaßen zusagenden Wirkungskreis als Professor der Philosophie gefunden hatte. (S. Näheres in der „Kampagne in Frankreich".)

endlich das Erlebnis auf dem Brocken, das Ganze in Form einer Wanderung auf den Brocken.

I. Im ersten Hauptteil begleiten wir den Dichter Schritt für Schritt; er läßt uns teilnehmen an jeder einzelnen sinnlichen Wahrnehmung und an den Reflexionen, die sich ihm daraus ergeben. Die Wanderung löst Gefühle aus; diese aber werden ganz in Anspruch genommen durch die Vorstellung des Unglücklichen, dem er zustrebt (Str. II—VIII = V. 6—65). Drei Unterteile lassen sich unterscheiden.

1. Der erste (Str. II = V. 6—18) beginnt — e contrario —
   a. mit dem gegensätzlichen Bilde des Glücklichen (V. 6 bis 11), „der rasch zum freudigen Ziel rennt", — dem Dichter als Bild des eigenen Lebens in der heitern, stillen Ruhe des Augenblicks besonders naheliegend — (V. 6—11),
   b. das sich aber sofort in das des Unglücklichen umsetzt: auch das ist dem Dichter naheliegend, denn sein Weg führt ihn ja zu einem Stiefkinde des Glückes, um aus seiner eigenen Glücksfülle ihm Trost zu bringen (V. 12—18).

2. Aus diesen Reflexionen lenkt den Wanderer (Str. III bis IV = V. 19—34) ein Landschaftsbild ab.
   a. Das schutzsuchende Wild, das vorüberhuscht, wird dem Dichter zum Gleichnis für die „bürgerlich-wollüstige Abspannung" (Brief an Frau v. Stein) der Städter und deren Behagen in den Bequemlichkeiten des Lebens; aus dem Gleichnis erwächst die Reflexion in einem aus der Phantasie geschöpften Bilde, das den Gedanken der Geringschätzung müheloſen Genießens fortspinnt (Str. III = V. 19—28).
   b. Aber in diese Gedankenwelle drängt sich gleich wieder (Str. IV = V. 29—34) die andre, daß der unglückliche junge Mann, dem sein Weg gilt, keinen Anteil nimmt an diesen Genüssen, daß er abseits steht von den Freuden des Lebens und scheu sich in der Einsamkeit verbirgt, — auch diese Reflexion wird geboren aus einer zum Gleichnis gewordenen Beobachtung solch eines Einsamen, der pfadlos-scheu, wie ein flüchtiges Wild, sich im Dickicht versteckt.

3. Im vollsten, reinsten, stillen Glücksbewußtsein innigster Gemeinschaft mit der Geliebten, in voller Harmonie mit der Lenkung eines günstigen Schicksals (Str. V—VII = V. 35—65)

a. α. erfaßt ihn das tiefste Mitleid mit dem Armen, dem das versagt ist (Str. V = V. 35—42); und
β. und aus diesem tiefen, menschlich-brüderlichen Mitgefühl blüht dann das Gebet der Liebe auf, eins der innigsten, das je ein Mensch aus der Fülle des Glückes in stürmisch überwallendem Gefühl an den „Vater der Liebe" gerichtet hat. Er sieht ihn vor sich, den Einsamen, der mit getrübtem Blick durchs Leben wandert wie durch die Wüste, schmachtend nach Liebe und unfähig, die Freudenquellen ohne Zahl am Wege zu sehen (Str. VI = V. 43—50).

b. Je inniger er aber das Los des Einsamen und Verschmachtenden beklagt, um so tiefer und voller, um so überströmender ist das Gefühl des eignen Glückes (Str. VII—VIII = V. 51—65); ihm sprudeln nicht nur die Quellen, — er sieht sie auch, freut sich ihrer, freut sich darüber, wie die andern, die seinem Herzen nahestehen, sie genießen.

α. So schweifen unwillkürlich seine Gedanken zu dem fürstlichen Freunde, der mit fröhlichem Gefolge den Freuden der Jagd, die in diesem Falle auch andern Segen bringen, obliegt (Str. VII).

β. Da flutet der Strom wieder zu ihr zurück: in tiefer Einsamkeit geht ihm, dem freiwillig Einsamen, das Gefühl des einen, des höchsten Glückes auf, das ihm allein gehört. In goldener Wolke — d. h. eingehüllt in freundliche, liebliche Erinnerungen und Gedanken an vergangenes und kommendes Glück — wandelt der Dichter, und, in dieser lebendigen Erfassung reinster Lebensfreuden sich im Schutz der Gottheit fühlend, bittet er, daß den Einsamen, bis die Rose wieder heranreift — d. h. bis in der Nähe der Geliebten ihm wieder die frische Rose des Genießens entgegenblüht —, Wintergrün — d. h. Erinnerung — begleiten und ihm die Stirne mit Schönerers verheißendem Kranze schmücken möge (Str. VIII).

II. Der zweite Hauptteil führt den letzten Gedankenkreis des vorigen weiter: der Wunsch, „daß Charlottens Liebe und die Liebe der Götter bei ihm bleibe" (Brief an Frau von Stein), verkörpert sich in greifbarer Gestalt: er sieht ihn, er fühlt, der glücklich Einsame in seiner goldenen Wolke, ihn,

Eros, der ihm nahe ist, der ihm hold ist, der ihn schützt (Str. IX = V. 66–81).

1. Er sieht ihn jetzt auf der nächtlichen Wanderung „im hohen, herrlichen Mondschein" (Brief an Frau v. Stein), wo er ihm als Fackelträger seinen Pfad beleuchtet (V. 66–70);
2. er sieht ihn überall — der besondere Gedanke wird zur Allgemeinheit erweitert —: er fühlte ihn schon am Morgen, als er den Aufstieg begann, er fühlte ihn im Sturme und Flutengebraus der Winterströme und wird ihn alsbald fühlen hoch oben auf dem schneebehangenen Scheitel des Gipfels: jedes Hochgefühl, das seine Brust schwellt, alles Gute, alles Freudige, was ihm beschert ward, alles, alles kommt aus dieser Liebe, erhält seinen verklärenden Schein, seinen höhern, eigentlichen Wert durch die Liebe, — ein Triumphgesang auf den Genius der Liebe, zur höchsten Ekstase sich aufschwingend! — Nachdem die Wanderung so zögernd-bedächtig begonnen war, hat sie jetzt aufgehört: wir nehmen nicht mehr daran teil; diese Strecke hat der Dichter allein durchwandert, nur flüchtig die einzelnen Stationen andeutend: das für den Dichter so bedeutungsvolle und beglückende innere Erlebnis tritt in den Vordergrund und läßt selbst den ursprünglichen Zweck der Reise, Plessing zu besuchen, ganz zurücktreten.

III. Der Wanderer hat den Aufstieg vollendet, er steht am Ziele, auf dem Gipfel des Berges zwischen „ahnungsvollen Granitklippen": aber die gewaltigen Steinmassen reden eine besondere Sprache zu dem, der wenige Tage zuvor tief unten im Schoß der Erde Erzadern schimmern sah und dem klopfenden Hammer in der Menschenhand lauschte (Str. X = V. 82–88):

1. Sinnend ruht sein Auge auf dem Riesen, in dessen Inneres noch niemand drang (V. 82–84); und dann wieder aus der Enge des persönlichsten Erlebnisses ein
2. Ausblick ins Weite (V. 85–88); aus den Metalladern der umliegenden Berge rinnt der belebende Strom über die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit.

BB. Die Erfüllung des geheimsten Zweckes der geheimnisvollen Reise, den Brocken im Schnee zu besteigen, bildet den Höhepunkt und zugleich den Abschluß des Gedichts, ohne indessen einen so allgemeinen Schlußgedanken zu geben, wie ihn im Gegensatz hierzu die Einleitung (Str. I = V. 1–5) enthält: was der Dichter in diesen Tagen der Einsamkeit und Einkehr bei sich selbst inner-

lich durchlebte, hat ihn emporgehoben über den Staub der Alltäglichkeit; seine Gedanken schweben über den Dingen und Sorgen des Erdenlebens: aus höherer Perspektive ruht sein Blick auf dem eignen und der andern Menschen Schicksal, und so schwebt das Lied, das davon Kunde gibt, auch hoch über der Erde; aus der reinen, stillen Höhe schaut er herab: dem Geier gleich — ein wundervoller Eingangsakkord!

II. Die Gliederung.

AA. Einleitung. Eingangsakkord: das Lied schwebe — dem Geier gleich — über dem Staube des Alltagslebens (Str. I).

BB. Ausführung. Reflexionen während der Brockenbesteigung (Str. II—X).

I. Der erste Teil des Aufstieges (Str. II—VIII). „Los des einsamen Unglücklichen".

1. Erste Gedankenreihe: Menschenschicksale — universell — (Str. II).
   a. Die Glücklichen: sie rennen rasch zum freudigen Ziele (V. 6—11).
   b. Die Unglücklichen: ihnen zieht das Unglück das Herz zusammen (V. 12—18).
2. Zweite Gedankenreihe: das selbstgewollte Schicksal einzelner — partikulär — (Str. III—IV).
   a. Behaglichkeit und müheloser Genuß der Städter und Reichen (Str. III).
   b. Der Verzicht des Einsamen auf jegliche Lebensfreude (Str. IV).
3. Dritte Gedankenreihe: sein Leid und meine Freude — individuell — (Str. V—VIII).
   a. Des Einsamen Leid (Str. V—VI).
      α. Tiefes Mitleid des Dichters mit ihm (Str. V).
      β. Leidenschaftliches Gebet des Dichters für ihn (Str. VI).
   b. Des Dichters Freude (Str. VII—VIII).
      α. Der Besitz der Freundschaft (Str. VII).
      β. Der Besitz der Liebe (Str. VIII).

II. Der zweite Teil des Aufstieges (Str. IX). „Die Liebe als Begleiterin und Schirmerin des Dichters."

1. Im besondern: die Liebe als Begleiterin — jetzt — (V. 66—70).
2. Im allgemeinen: die Liebe als Schirmerin — immer — (V. 71—81).

III. Auf dem Gipfel des Brockens (Str. X). „Die Sprache der gewaltigen Steinmassen."

1. Im besondern: das persönliche Erlebnis: sinnend ruht das Auge auf dem unerforschten Riesen (V. 82—84).
2. Im allgemeinen: der Ausblick ins Weite: aus den Metalladern der umliegenden Berge rinnt der belebende Strom über die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit (V. 85—88).

CC. Schluß. Fehlt.

C.

Am besten bemächtigt man sich des Sinnes und Gehalts des Gedichts, wenn man sich seine Geschichte vergegenwärtigt:

Der Dichter reitet einsam am Morgen des 29. November 1777 dem Harz zu. (Während der Herzog mit seinen Kavalieren zur Jagd zog, machte sich Goethe nordwärts über den Ettersberg davon.) Mitten im Schloßenwetter überkommt ihn reine Ruhe der Seele, die mit der Vergrößerung der Szenerie sich in fromme Erhebung wandelt. Im düstern Schneegewölk sieht er einen Geier hoch über sich schweben. So soll das, was sich auf dem einsamen Zuge in seine befreite Seele eindrückt, als Lied hoch über dem Erdenleben schweben: die erste Strophe des Liedes hat sich gebildet. — Der Dichter will auf der Reise den jungen, selbstquälerischen Plessing besuchen. Unwillkürlich malt er sich den Gegensatz aus, der zwischen ihrer beider Lage besteht: dieser Vergleich findet in der zweiten Strophe seinen Niederschlag. — Er reitet weiter und sieht am nächsten Tage eine Stadt behaglich liegen: ihr Anblick gibt einer weitern Strophe das Leben. So begleiten wir zunächst den Dichter Schritt für Schritt auf seiner Wanderung: der erste Teil des Liedes entsteht als ein vollkommen in sich abgeschlossenes, fertiges Gedicht. Nunmehr kommt die Brockenbesteigung selbst mit all ihren neuen Eindrücken. Kein Unwetter, kein morastiger Weg, kein schlechtes Quartier stört die gehobene Stimmung, wie ein von Gott Geliebter und von Gott Geführter kommt sich der Dichter vor, und als im Torfhause am Fuße des Brockens der Förster ihm mit den Worten „Nun können Sie den Brocken sehen!“ meldet, daß die Nebelschwaden verschwunden sind, da schnitt er — wie er an die geliebte Frau von Stein berichtet — ein Zeichen ins Fenster zum Zeugnis seiner Freudentränen; „wär's nicht an Sie, hielt ich's für Sünde, es zu schreiben.“ — Das überflutende Glücksgefühl und die Möglichkeit, es mit einer geliebten Seele teilen zu dürfen, löst von selbst den Hymnus aus Eros aus. Was er nun oben, zwischen den Granitklippen des Gipfels, den Himmel der mit glänzenden Sonne über sich, ein wogendes Nebelmeer unter sich und so auch für das äußere Auge von der Menschheit Treiben abgelöst, empfunden, findet seinen Widerhall in der Apostrophe an den Brocken, dem wichtigen Schlußstein des Ganzen. — So ist die Dichtung unmittelbar unter den Eindrücken konzipiert und in ihren einzelnen Teilen niedergeschrieben. Trotzdem hat sie bei der instinktiven Künstlerkraft Goethes eine Einheit bekommen, die nur durch die kleine Abschweifung auf die zur Jagd aus-

gezogenen Freunde gestört wird. Es ist das große Thema vom Glück der Menschenliebe und Unglück des Menschenhasses, und der Brocken, der am Schlusse aus Wolken „auf die Reiche und Herrlichkeit der Welt" niederschaut, steht da als Sinnbild Gottes, der Glücklichen und Unglücklichen in gleicher Weise seine Schätze spendet.

[Mit Benutzung von Bielschowsky I, S. 339 und II, S. 372 und Litzmann S. 191; vgl. Düntzer, S. 54; Kern, S. 86, Matthias, S. 95.]

---

2. Aufbau und Gedankengang.*)

A.

Die „Harzreise" ist weder eine Augenblicksdichtung, wie „Wanderers Sturmlied" oder „Schwager Kronos", wo eine unmittelbar aufeinanderfolgende Reihe von Eindrücken Veranlassung zu Gefühlen und Gedanken gibt oder in eine einheitliche Allegorie umgesetzt wird, noch eine im Rückblick auf einen größeren durchlebten Zeitabschnitt frei geschaffene sinnbildliche Darstellung des Erlebten, wie „Seefahrt". Der Dichter hat vielmehr hier über einen größeren Zeitraum (29. November bis 10. Dezember) verstreute äußere und innere Erlebnisse, also sinnliche Wahrnehmungen Gedanken oder Gemütszustände kunstvoll zu einem Ganzen verwebt. Ob dabei die einzelnen Abschnitte (Goethe selbst nennt sie „Strophen"; vgl. „Kampagne in Frankreich", selbständig entstanden sind — wie der Dichter an der eben angeführten Stelle sagt —, oder ob drei ursprünglich selbständige Gedichte (Str. I—IX, V. 6; Str. IX, V. 7 ff.; Str. X) zu einem Ganzen zusammengefügt worden sind, oder endlich ob das Ganze nach Beendigung der Harzreise unter Verwendung einzelner, aus dem Augenblick geborener Ausdrücke und Wendungen als ein einheitliches Ganze geschaffen worden ist, ist für die Erschließung des Verständnisses gleichgültig.

B.

Aufbau und Gedankengang.

AA. Einleitung (Str. I).

1. Naturbild.

Hoch oben am Himmel, den schwere Regen, Schloßen oder Schnee drohende Wolken bedecken, schwebt mit kaum bewegten, daher „sanften" Flügeln der Geier, Umschau haltend, um nach Beute zu spähen.

---

*) Vergleichshalber aufgenommen.
**) Wie Litzmann, S. 212 annimmt.

2. Innenleben des Dichters und Deutung des Bildes.

Der Dichter nimmt den erhabenen Anblick mit ruhiger Seele in sich auf und fühlt sich beim Beginn seines Unternehmens zu ruhiger Weltbetrachtung von einem hohen, umfassenden Standpunkte aus gestimmt. Sein Lied, der Ausdruck einer solchen Schicksalsscheu, soll jenem Geier gleichen: von hoher Warte, selbst ruhig trotz des ernsten, erhabenen Inhaltes, soll es die Geschicke der Menschen überblicken.

BB. Ausführung. (Str. II—IX.)

I. Erster Hauptteil (Str. II—V).

In dreifacher Färbung wird der Gegensatz zwischen dem Glücklichen und dem Unglücklichen durchgeführt.

1. Die hierbei verwendeten Naturbilder aus der Umgebung des Dichters. (Str. III und Str. V.)
   a. Das „rauhe" (abgehärtete, bedürfnislose) Wild bahnt sich scheu einen Weg in das dunkle, unheimliche Dickicht des winterlichen Waldes, während die sonst den Wald belebenden Sperlinge Zuflucht in der wärmenden Wohnstatt der Reichen (d. h. der Stadt, dem „Sumpf", gesucht haben.*) (Str. III.)
   b. Ein einsamer Wanderer verläßt den gebahnten Weg und ist, nachdem sich das von ihm auseinandergebogene Gebüsch wieder geschlossen und das durch seinen Tritt geknickte Gras sich wieder aufgerichtet hat, spurlos verschwunden. (Str. V.)
2. Das Innenleben des Dichters. (Str. II und Str. IV.)

Die von ihm beobachteten Gegensätze im Geschicke des Menschen als Folgen einer Schicksalsfügung. — Das „Denn" knüpft den Gedanken, daß jedem seine Bahn von einem Gotte vorgezeichnet ist (Str. II, 1—3), an die oben dem Liede des Dichters gestellte Aufgabe an:

„Du schwebe hoch gleich dem Geier, das ist deine göttliche Bestimmung; denn usw.

   a. Erster Gegensatz. (Str. II.)

Die freudige Stimmung des erfolgreich Strebenden, als welcher sich hier der Dichter infolge seiner Erfolge im Leben und bei dieser Reise fühlt, wird dem Kummer des durch Unglück Verdüsterten gegenübergestellt, dessen Lebenskraft gelähmt ist, der aber doch am Leben hängt, so daß auch der einzige Erlöser — der Tod — ihm kein reines Glück bedeutet.

*) Das Wort „Sumpf" soll hier die Verachtung des Weichen und Behaglichen, des Schützenden und Wärmenden — ohne den Nebensinn des Sittlich-Verwerflichen — ausdrücken.

b. Zweiter Gegensatz. (Str. IV.)

α Gleich dem prächtigen, fröhlichen Gefolge eines in einer Stadt bewillkommneten Fürsten ist die gesellige Schar der vom Glücke Begünstigten, während der Unglückliche die Einsamkeit sucht und bald völlig vergessen ist. — Vgl. Das Lied des Harfenspielers (Bd. I, S. 87):

„Wer sich der Einsamkeit ergibt,
Ach! der ist bald allein.

II. Zweiter Hauptteil (Str. VI—VIII).

Des Dichters Teilnahme an dem Leid des Unglücklichen und dem Glück der Freunde. Des Dichters Gedankengang löst sich ganz von der unmittelbaren Umgebung, und seine Teilnahme ergießt sich in verstehendem Mitgefühl und in Gebet, das zunächst dem Unglücklichen, dann den zur Jagd ausgezogenen Freunden gilt.

1. Klage über den Unglücklichen, und Darlegung der Ursache seines Leidens. (Str. VI.)

Der Balsam einer begeisterten Menschenliebe ist ihm, da er sich verkannt glaubt, zum Gift des Menschenhasses geworden. —

An Frau von Stein schreibt Goethe während der Harzreise am 9. Dezember:

„Wenn ich so ganz allein bin, erkenn' ich mich erst wieder, wie ich in meiner ersten Jugend war, da ich so ganz allein in der Welt umhertrieb . . . . solange ich im Druck lebte, Solang' niemand für das, was in mir auf und- abstieg, einig' Gefühl hatte, vielmehr — wie's geschieht — die Menschen erst mich nicht achteten, dann wegen einiger widerrennender Sonderbarkeiten scheel ansahen, hatte ich mit aller Lauterkeit meines Herzens eine Menge falsche Prätensionen . . . . Da war ich elend, genagt, gedrückt, verstümmelt . . . ."

Daß die Welt ihn verachtet, rächt der Unglückliche dadurch, daß er die Welt verachtet, und, indem es ihm nun an einem Felde freier, fröhlicher Betätigung seines Wortes, seiner Gaben fehlt, zehrt er sie in ihn doch nicht befriedigender Grübelei, einer unfruchtbaren, weltabgewandten Dankbarkeit auf.

2. Gebet für den Unglücklichen, gerichtet an den „Vater der Liebe", nach Goethes Kommentar „das Wesen, welchem alle übrigen die wechselseitige Neigung zu danken haben". (Str. VII.)

Der durch Weltschmerz getrübten, durch Menschenhaß verbitterten Seele kann, da jeder menschliche Einfluß wirkungslos bleibt, nur durch ein göttliches Wunder geholfen werden: sein Ohr vernimmt nicht, sein Auge sieht nicht.

Vgl. über die verderbliche und verblendende Wir-

kung der Beschäftigung mit dem eigenen Ich Goethes Verse im „Faust", I:

„Hör' auf, mit deinem Gram zu spielen,
Der wie ein Geier dir am Busen frißt!"
— V. 1635 f. —

„. . . . . ein Kerl, der spekuliert,
Ist wie ein Tier, auf dürrer Heide
Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
Und rings umher liegt schöne grüne Weide."
— V. 1830 ff. —

3. Gebet für den Erfolg der Jagd, zu der die Freunde ausgezogen sind. (Str. VIII.)

Gott, der für jeden Menschen Freuden in reichstem Maße schafft, wofern der Mensch sie nur erkennen und genießen will, möge auch die Jäger segnen, daß sie möglichst viele Tiere erlegen, und damit auch die Bauern segnen, die solcher Art vor den vielen Verheerungen durch das (Schwarz-) Wild geschützt werden.

III. Dritter Hauptteil (Str. IX).

Des Dichters Glück in seiner Liebe.

1. Naturbilder. (Str. IX, V. 1—6).

Der Dichter verknüpft sein Empfindungsleben wieder mit den Wahrnehmungen der äußeren Umgebung: das Wintergrün des Nadelwaldes, die von Nebel und Reif feuchten Haare, der früh hereinbrechende Abend, der ihn Furten im nächtlichen Dunkel bei Laternenschein durchschreiten läßt, die grundlosen, von Regen durchweichteu Wege, die winterlichen und daher öden Gefilde, der Glanz der sich am Wintermorgen spät erhebenden Sonne, der hochaufwirbelnde Sturm, die mächtig angeschwollenen und brausend hinabstürzenden Bäche und Flüsse, der schneebedeckte Gipfel des Brocken.

2. Der Gemütszustand des wandernden Dichters selbst. (V. 7 ff.)

Von der Liebe beseelt, fühlt er sich beglückt und beseligt, daß die Beschwerlichkeiten und Gefahren der Reise ihm nichts anhaben können, und daß selbst die erhabenen, furchtbaren Naturbilder des winterlichen Gebirges als eine Widerspiegelung seiner hohen Begeisterung erscheinen.

CC. **Schluß.** (Str. X).

Aufblick zum Brocken am Abend nach der Besteigung.

Das Gedicht schließt mit einem rückschauenden Aufblick zu dem Gipfel, dessen Besteigung sich der Dichter zum Ziel gesetzt hatte; aber dem froh Erstaunten wird der hoch über der irdischen Welt sich geheimnisvoll offenbarende Gipfel, der doch den Menschen aus den Schätzen der ihm untergeordneten Brüder reiche Gaben spendet,

zugleich zu einem Sinnbild eines Großen, eines die Menschen Überragenden, eines Göttlichen, was sich den Menschen geheimnisvoll offenbart und sie aus verborgenen, unerschöpfbaren Quellen mit Gaben höchsten Wertes beschenkt, wie es die Gottheit oder ihre irdische Verkörperung, der Fürst oder der Geistesheld, tut.

C.

Die Schilderungen des Unglücklichen mögen wohl durch den Gedanken an den Pfarrerssohn Plessing veranlaßt worden sein (vgl. auch die Stelle in der „Kampagne in Frankreich", sind jedoch der ureignen Erfahrung des Dichters entsprungen: man darf in der Schilderung geradezu ein Selbstbekenntnis Goethes über seinen Zustand in der Frankfurter Zeit erblicken.

[Nach AdD., S. 337.]

Aufgaben zur Auswahl.

1. Das Gedicht nach Form und Inhalt.
2. Wie vereinigt der Dichter die drei Themata des Gedichts zu einem künstlerischen Ganzen?
3. Der künstlerische Gehalt.
4. Bei Goethe wird das Gesehene stets zum Gleichnis, und aus dem Gleichnis wächst die Reflexion. Nachgewiesen an dem Gedicht.
5. Das Gedicht keine Improvisation, sondern ein planmäßig aufgebautes Kunstwerk.
6. Ist Goethes „Harzreise im Winter" ein Stegreifgedicht?
7. Das Gedicht eine Rhapsodie über die gottgegebenen Wege von Menschen. (Gundolf, S. 246.)
8. Wie spiegeln sich die Erlebnisse und das Seelenleben des Dichters, in die uns seine gleichzeitigen Tagebücher und Briefe Einblick gewähren, in dem Gedich wieder? Vgl. Litzmann, S. 196.)
9. Darstellnng der persönlichen Beziehungen Goethes in dem Gedicht.
10. Das Verhältnis des Dichters zu Frau von Stein. Dargestellt in Anlehnung an die Andeutungen des Gedichts.

X. An den Mond.

(1778; umgedichtet 1786.)

1. Die Gliederung.

A.

Die allmähliche Entstehung eines Liedes aus mehreren Motiven, die nicht von vornherein gleichzeitig in der Brust Goethes vorhanden sind, sondern ihm nach und nach zuströmen, geht — anders wie bei der „Harzreise im Winter" — auch in der Weise vor sich, daß das erste Motiv für sich allein keinen dichterischen Schoß treibt; da kommt ein zweites, drittes, viertes hinzu; nun gewinnen sie alle Leben, sie verbinden sich, und aus ihrer Verbindung entspringt eine dichterische Frucht. Wir haben dann äußerlich nur einen oder vielleicht zwei Schöpfungsakte. Innerlich aber haben sich deren mehrere vollzogen. So liegt die Sache bei dem Liede „An den Mond".

Am 16. Januar 1778 hat sich eine junge Dame aus dem Weimarschen Hofkreise, Christel von Laßberg, in der Ilm, nahe von Goethes Gartenhause, aus unglücklicher Liebe (sie glaubte sich von ihrem Geliebten, einem Herrn von Wrangel, verlassen) ertränkt — wie man sagte, mit dem „Werther" in der Tasche. Goethe, tief ergriffen von dem Fall, war „einige Tage in stiller Trauer um die Szene des Todes beschäftigt". Seine Gedanken halten sein sonst bewegliches, glühendes Herz wie ein Gespenst an den Fluß gebannt. Ein Druck liegt wochenlang auf ihm. Er verstärkt sich, da sich Frau von Stein vor ihm verschließt. Aber bei Beginn des neuen Monats wendet sich die Geliebte ihm wieder zu, und, in ihrem Besitz glücklich, bemerkt er gerne seine „festdauernde, reine Entfremdung von den Menschen" Ein Spaziergang mit ihr im Mondenscheine vollendet diese schöne, reine Stimmung; seine Seele fühlt sich endlich wieder ganz befreit von dem Druck und der Spannung der letzten Wochen; die ersten vier Strophen des Mondliedes in seiner ursprünglichen Gestalt kristallisieren sich:

I. Füllest wieder 's liebe Tal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz

II. Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick
Wie der Liebsten Auge mild,
Über mein Geschick.

III. Das du*) so beweglich kennst,
Dieses Herz im Brand
Haltet ihr**) wie ein Gespenst
An den Fluß gebannt.

IV. Wenn in öder Winternacht
Er vom Tode schwillt,
Und bei Frühlingslebens Pracht
An den Knospen quillt.

*) Der Mond. „An den Mond" ist die Überschrift.
**) Das Gestirn und die Geliebte, die dessen Abbild ist.

Es vergehen wieder einige Tage. Am 22. Februar besucht ihn Plessing,*) der sich „Menschenhaß aus der Fülle der Liebe trank", und in erbitterter Entfremdung lebt: damit sind auch die letzten Strophen gewonnen, die der Dichter an Plessing, an Frau von Stein und an sich selbst gerichtet; sie lenken zugleich wieder zu Christel von Laßberg zurück, der es nicht vergönnt war, mit einem Manne das Beste des Lebens zu genießen:**)

V. Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Einen Mann am Busen hält
Und mit dem genießt,

VI. Was dem Menschen unbewußt
Oder wohl veracht
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht. —

Nachher erlebt das Gedicht — wie manches andre; vgl. das berühmte Friederikenlied „Kleine Blumen, kleine Blätter", „Jägers Abendlied" u. a. — eine Umwandlung. Goethe hat die erste Gestalt des Mondliedes nicht veröffentlicht; sie erschien ihm wohl zu hart und zu dunkel; er begnügte sich damit, das Gedicht Frau von Stein zu übersenden, als einen Lebens- und Liebesgruß an die Geliebte aus der gesteigerten Fülle des Glückes, dessen er sich angesichts der Stätte, an der ein liebeleeres Dasein geendet, doppelt bewußt geworden ist. Im Jahre 1789 trat es an die Öffentlichkeit — in neuer Fassung; Anfang und Schluß wenig verändert (am wichtigsten die Änderung in Str. II „des Freundes" statt „der Liebsten"), dagegen die Mitte bedeutend erweitert und jede Beziehung auf den Tod der jungen Hofdame gelöscht. Ein neues Motiv ist in das Lied eingedrungen, das zum Grundmotiv wird, dem sich die hinübergenommenen höchst kunstvoll einordnen: es wird das Klagelied einer von dem Geliebten verlassenen **Frau**, deren Seele an den vom Mondschein verklärten Stätten süß-schmerzlicher Erinnerungen

*) S. oben S. 96.

**) Wenn das Mondlied mit einer Wurzel in dem traurigen Ende des Fräuleins von Laßberg ruhte, so ist ein andres mit allem daraus emporgewachsen: es ist „Der Fischer", der die Naturgewalt des lockenden Wassers schildert. Goethe warnte Frau von Stein, deren melancholische Stimmungen er kannte, zum Flusse hinunterzugehen; denn „diese einladende Trauer hat was gefährlich Anziehendes, wie das Wasser selbst, und der Abglanz der Sterne des Himmels, der aus beiden leuchtet, lockt uns".

„Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feuchtverklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angesicht
Nicht her in ew'gen Tau?"

Wir haben hier den Fall, daß aus einem Anlaß zwei Lieder hervorspringen, die nach verschiedenen Seiten ihr Gesicht wenden; nicht bloß, weil das Erlebnis gehaltreich genug war, um verschiedene Stimmungen, Bilder, Gedanken aufzuregen, sondern weil das eine in der harmonischen Seele Goethes als Gegenstück das andre forderte. Dem verderblichen Naturzauber des Wassers, in dessen Fluten ein trügerisches Mondbild glitzert, stellt sich gegenüber der heilende des wahren Himmelsgestirnes, das sein Licht über Busch und Tal ergießt. [Bielschowsky.]

Linderung erfährt. Die letzten Strophen bilden den Gipfel dieser Erinnerungen; sie sind in ihrem Schwergehalt schon vorher angedeutet in den Versen:

„Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist."

Wir dürfen vermuten, daß dieses neue Lied in Italien aus der Seele der Frau von Stein gedichtet ist, zu einer Zeit, wo sie die heimliche Flucht Goethes und sein hartnäckiges Schweigen als ein treuloses, dauerndes Verlassen deutete. Er befreite sich durch das Lied von dem Schmerz, den ihm der Kummer der Geliebten bereitete, und er glaubte auch diesen zu beseitigen, indem er ihr diese Selbstanklage zusandte, die ein so tiefes Nachempfinden ihres Leides bekundet. Aber es war der aufs tiefste gekränkten und verstörten Frau, die an eine Rückkehr des Geliebten nicht mehr zu glauben wagte, kein hinreichender Ausdruck ihrer Empfindungen; sie verstärkte Klage und Anklage, und in dieser Umformung — „An den Mond nach meiner Manier" — hat man es unter ihren Papieren gefunden:

I. Füllest wieder Busch und Tal
Still mit Nebelglanz,
Lösest endlich auch einmal
Meine Seele ganz.

II. Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Da des Freundes Auge mild
Nie mehr kehrt zurück.

III. Lösch' das Bild aus meinem Herz
Vom geschiednen Freund,
Dem unausgesprochner Schmerz
Stille Träne weint.

IV. Mischet euch in diesen Fluß!
Nimmer werd' ich froh,
So verrausche Scherz und Kuß
Und die Treue so.

V. Jeden Nachklang in der Brust
Froh- und trüber Zeit
Wandle ich nun unbewußt
In der Einsamkeit.

VI. Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt,
Seine Seele rein erhält,
Ahndungsvoll genießt,

VII. Was den Menschen unbekannt
Oder wohl veracht,
In dem himmlischen Gewand
Glänzet bei der Nacht.

Diese poetisch minderwertige, psychologisch um so interessantere Parodie beweist, daß, wie die Parodie, so auch das Original in der letzten Fassung aus weiblicher Empfindung heraus entstanden ist, daß eine Frau daraus spricht.

B.

Die Gliederung.

I. In zusammenhängender Darstellung.

AA. Einsam und wehmütig wandelt die Liebende in der Mondnacht; das Licht des aufgehenden Gestirns grüßt sie wie das milde Auge des Freundes, das über ihrem Geschicke waltet (Str. I—II).

BB. I. In dem Gedankengange der Einsamen klingen zwei Töne an, Freude und Schmerz, Verlust und Besitz (Thema der Ausführung; Str. III).

II. 1. Der Einsamen, zwischen Freude und Schmerz Wandelnden singt der Fluß zunächst das Lied von der Reue und von der Klage: die Vergangenheit mit all ihrer Lust und all ihrer Qual wird wieder lebendig (Str. IV—V).

2. Aber derselbe Fluß singt ihr auch Melodien andrer — d. h. freudiger — Art; an ihn knüpfen sich für sie die holdesten, seligsten Erinnerungen, in seinem Rauschen vernimmt sie eine liebe Stimme, und an seinen Ufern mahnt sie jeder Baum und Strauch an Liebe und Leben (Str. VI—VII).

CC. Aus dieser Melodie aber, die der Fluß zuflüstert, klingt der alte Ton fröhlicher Gewißheit und seligen Friedens. Die Liebende ist nicht mehr einsam; das beseligende Bewußtsein untrennbarer Lebensgemeinschaft hat die Seele gelöst, und frei schwebt sie in dämmernder Mondnacht über Busch und Tal zu dem fernen Geliebten: der sanfte Zauber der Mondnacht, der uns im Eingang umfing, tritt am Schluß wieder in sein Recht; aber war dort das aufgehende Gestirn mit einem tiefen Aufatmen der Erlösung begrüßt worden, so erklingt im Gegensatz zu dieser gehaltenen Wehmut die Schlußphantasie als ein Lebens- und Liebesgruß aus der gesteigerten Fülle beseligenden Glückes. (Str. VIII—IX.)

II. In übersichtlicher Form.

AA. Einleitung. Mondscheinstimmung und deren Wirkung: das die wehmütige Einsamkeit lindernde Bild des Geliebten (Str. I—II).

BB. Ausführung. Die Gedanken einer liebenden Einsamen (Str. III—VII).

I. Das Thema: Schmerz und Freude, Verlust und Besitz (Str. III).

II. Ausführung des Themas (Str. IV—VII).

1. Das Lied der Reue und der Klage (Str. IV—V).

2. Das Lied der Freude (Str. VI—VII).

CC. Schluß. Fröhliche Gewißheit und seliger Friede lassen die nicht mehr Einsame in dämmernder Mondnacht zu dem fernen Geliebten schweben (Str. VIII—IX).

C.

So ist auch dies Lied ein Stück aus der Generalbeichte des Dichters: kein klagender Abschiedsgruß an die aus dem Herzen gerissene Liebe, sondern ein Symbol unzertrennlicher Lebensgemeinschaft, das er der

einsam Zurückbleibenden beim Scheiden zum bleibenden Besitz und Trost bis zur Stunde der Wiederkehr weiht.

[Mit Benutzung von Bielschowsky II, S. 374 und Litzmann, S. 96; vgl. AdL., S. 310; Düntzer, S. 211; Heuwes, S. 35; Kern, S. 88; Leimbach, S. 221; LL. 57, 1898, S. 36; Lorenz, S. 7; ZfD., 1909, S. 426.]

---

2. Der Gedankengang.

A.

Wenn auch das Gedicht sein Dasein sehr individuellen Seelenstimmungen verdankt und erst deren Kenntnis ein intimes Verständnis ermöglicht, so hat anderseits die völlige Umarbeitung bewirkt, daß, wie die Spuren seiner ursprünglichen Veranlassung völlig getilgt sind, so auch die jetzt vorliegende Gestalt ein Stimmungsbild von allgemeiner Giltigkeit bietet.

B.

Der Gedankengang.

A. Vom vollen Mondglanz übergossen, wandelt der Dichter die Ufer eines Flusses (der Ilm) entlang. Stille ist's um ihn, und der Glanz des Mondlichtes hat bei aller Helle jenes Unbestimmte, Nebelhafte, das sich mit Macht auf die Seele des einsamen Wanderers herabsenkt und wohltätig, *lindernd* und *lösend* auf sie einwirkt. So fühlt der Dichter sein Herz erquickt und von den drückenden, beengenden Fesseln befreit, die es bislang in peinigender Stimmung festgehalten haben (Str. I). Es ist derselbe milde, lindernde Einfluß, den ein treuer Freund auf ein krankes, verwundetes Herz ausübt (Str. II).

B. I. Und welche Wirkungen sind es denn nun, welche das zauberhafte Licht des milden Mondscheines auf eine geplagte Seele ausüben? Wach werden alle die frohen und traurigen Erlebnisse der Vergangenheit, aber gemildert und verklärt, wie die Konturen der Landschaft im Mondenlicht. So kann sich die Seele in der beschaulichen Sammlung der Einsamkeit auf sich selbst besinnen, sich gleichsam aus dem Getriebe der Welt zurückgewinnen und sich aller irdischen Leidenschaft entrückt fühlen. Die nur wie aus der Ferne an das Ohr schlagenden Nachklänge früherer Erlebnisse haben alles Persönliche verloren, die freudigen alles Grelle, die traurigen alles Bittere: „Wandelnd zwischen Freud' und Schmerz" ist die Seele über beide erhaben (Str. III).

II, 1. Allerdings: völlig froh kann sie doch nicht mehr werden, wenn sie gleichzeitig das Rauschen des Flusses vernimmt, an dessen mondumglänzten Wassern der Fuß dahinschreitet. Wie

flüchtig ist — so lispeln leise, aber eindringlich die flutenden Wogen — alles Erdenglück, wie flüchtig vor allem das höchste und schönste und heiligste Erdenglück, die Liebe! (Str. IV.) Ach, könnte man doch die Erinnerung gerade an verlorene Liebe aus der Seele bannen, könnte man doch vergessen, was das Köstlichste ist, womit ein Erdenleben beglückt und beseligt; aber leider! der Gedanke an seinen Besitz will nicht weichen, und so löst er immer nur neue Qualen aus und erneuert wieder den Schmerz um den Verlust des köstlichen Gutes (Str. V.)

2. So möge denn der Fluß, der ohne Rast und Ruh' das Tal entlang rauscht, dem Sänger auch die Melodien zurauschen, möge mit seiner Predigt der Vergänglichkeit alles Erdenglückes und Erdenleides die wehmütigen Empfindungen über Verlust und Reue begleiten, sie mildern und verklären (Str. VI), ebensowohl diejenigen, welche die Seele bis ins Innerste erschüttern, wie die, welche nur das Gefühl der Entsagung auslösen, jene mit der ernsten Predigt, die aus den Wellen des in der Winternacht wütend überschwellenden Flusses klingt, diese mit der väterlich-milden Mahnung, die wir empfinden, wenn der Fluß um die Frühlingspracht junger Knospen quillt (Str. VII).

C. Sind wir solcher Sprache zugänglich, dann haben wir siegreich alle Wehmut, die unsre Seele erfüllt, überwunden; dann „verschließen wir uns ohne Haß vor der Welt", sind nicht weltflüchtig, sondern leben, wie es in der „Zueignung" heißt, mit der Welt in Frieden und freuen uns erst recht des Freundes, der uns versteht und unser Empfinden nachfühlt (Str. VIII [man beachte die Beziehung auf Str. II!]), so daß wir ihm alles, was in den geheimsten Herzensfalten uns bewegt, all die mannigfach-verschlungenen Gänge unsres intimsten Empfindungslebens*) offenbaren können, ohne fürchten zu brauchen, daß er entweder für solche Gefühle kein Verständnis hat („nicht gewußt"), oder aber, wenn er sie nachempfinden kann, nicht achten werde (nicht „bedacht".

C.

So stellt sich auch in der ganz allgemein gehaltenen Auffassung das Lied als eine gefühl- und lebensvolle Dichtung dar, als das schönste Mondscheingedicht, das uns je die Muse eines Lyrikers geschenkt hat.

[Mit Benutzung von Leimbach, S. 222.]

---

*) So ist doch wohl der Ausdruck „in der Nacht" aufzufassen.

3. Die Mondnacht in der Ilias und in Goethes Gedicht.

A.

Unterschied zwischen epischer und lyrischer Poesie.

Der Epiker ist objektiv; er erzählt anschauliche Vorgänge in der Natur und Menschenwelt, die seine Phantasie in Bewegung setzen, tritt aber so sehr hinter das Objekt seiner Darstellung zurück, daß er keine Betrachtung über das Erzählte anstellt, sondern es ausschließlich dem Leser überläßt, in welcher Weise er dieses Objekt der Anschauung, das ihm geboten wird, auf sein Gefühl einwirken läßt. Ganz anders der Lyriker. Dieser ist subjektiv: er stellt nicht den Verlauf des Vorganges dar, sondern bringt die Empfindungen zum Ausdruck, die er über den Vorgang hat; dieser selbst wird entweder gar nicht berührt oder nur angedeutet. Natürlich kann derselbe Vorgang dem einen Dichter als Anlaß für ein episches Gedicht, dem andern für ein lyrisches dienen; der eine wird den Raub der Proserpina und das Umherschweifen der unglücklichen Mutter nach ihrer Tochter anschaulich vorführen, der andre uns in einer „Klage der Ceres" den Seelenschmerz der Mutter vergegenwärtigen, so zwar, daß uns der äußere Vorgang, wenn wir ihn nicht schon kennen, daraus niemals deutlich werden würde. Dem Epiker ist der Vorgang selbst die Hauptsache, die Gefühlsanregung Nebensache; umgekehrt ist dem Lyriker das Empfinden und Denken die Hauptsache, der Vorgang, der es erregt, Nebensache. Diesen grundlegenden Unterschied beider Dichtungsarten, der Epik und Lyrik, können wir u. a. uns vor die Seele führen, wenn wir die Schilderung einer Mondnacht in der Ilias (VIII, 555) und bei Goethe in dem Liede „An den Mond" näher betrachten.

B.

Die Mondnacht in der Ilias und bei Goethe.

I. Die Schilderung des Epikers.

1. Das Objekt der Darstellung.

Der Kampf zwischen den Troern und Achäern hat den Tag über gewütet. Der Abend hat ihm ein Ende gemacht. Die Troer lagern sich in Gruppen um die lodernden Feuer zwischen den Ufern des Xanthos und den Schiffen der Achäer. Dem unruhvollen Treiben des Tages folgt der Frieden der Nacht:

„Rings am Himmelsgewölb' um den leuchtenden Mond die Gestirne
Funkeln in strahlendem Glanz, wenn windstill feiert der Äther;
Ringsum treten die Warten, die zackigen Höh'n und die Täler
Leuchtend hervor, und dem Himmel erschließt sich endlos der Äther;
Ringsum blinken die Sterne; der Berghirt freut sich im Herzen."

2. Die Wirkung des Objektes auf den Leser.

Aus dieser Schilderung wehen uns feierliche Stille und süßer Friede entgegen, die in einer Mondnacht durch die schlafende

Schöpfung walten. Und doch ist dieser Friede vom Dichter mit keinem Worte angedeutet; er gibt eben eine objektive Beschreibung der Mondnacht und überläßt es dem empfindenden Hörer, in sich selbst die ihr entsprechende Stimmung zu erzeugen. Nur leise deutet er den Eindruck an, indem er den beobachtenden Hirten einführt, von dem er aber auch weiter nichts sagt, als daß er sich freue.

II. Die Schilderung des Lyrikers.

1. Die Subjektivität der Darstellung.

Goethe — oder vielmehr Charlotte von Stein, denn deren Gefühle bringt der Dichter hier zum Ausdruck — dankt dem Monde, daß er durch sein mildes Licht, das er über Busch und Tal ausgegossen, stillen Frieden in die Brust gesenkt habe. Der Anblick des Mondes erweckt in ihr die Empfindung, als sähe sie den Geliebten, der jetzt fern von ihr — in Italien — weilt. Gedanken der Freude und des Schmerzes, des Verlustes und des Besitzes werden in ihr rege. Die dahinströmenden Wellen des Flusses singen der Einsamen, zwischen Freude und Schmerz Wandelnden zunächst ein Lied von der Reue und der Klage; aber aus demselben Flusse klingen ihr auch Melodien andrer Art entgegen, und aus dieser Melodie, die er ihr zuflüstert, schöpft sie dann wieder fröhliche Gewißheit, seligen Frieden; sie ist nicht mehr einsam, sondern ihre Seele schwebt über Busch und Tal in dämmernder Mondnacht zu dem fernen Geliebten.

2. Der objektive Hintergrund.

Vor uns malt sich eine stille Mondlandschaft; Büsche und Täler lagern vor uns im Nebelglanz; ein rauschender Fluß treibt ruh- und rastlos das Tal entlang. Eine einsame Wandlerin steht sinnend am Ufer; tief aufatmend begrüßt sie das eben aus den Wolken hervorbrechende milde Gestirn; da tönt das Rauschen des Flusses zu ihren Füßen herauf; Welle um Welle jagt glitzernd dahin; das Auge der Einsamen weilt darauf; der Anblick bannt sie. Und wie Welle auf Welle verfließt, so verfließt in ihrer Seele die Lust und Qual der Vergangenheit, bis ihre sehnsüchtig-elegische Stimmung schließlich dem beseligenden Bewußtsein untrennbarer Lebensgemeinschaft mit dem Geliebten weicht.

C.

So weiß der Lyriker, wenn er eben ein Goethe ist, den Leser zu zwingen, die objektive Tatsache, die in seiner Brust die Gefühle erregt hat, in seiner Phantasie zu erzeugen, umgekehrt der Epiker ihn zu zwingen, unbewußt die Stimmung zu erzeugen, die jener uns bewußt vorführt: bei beiden eine Mondlandschaft mit ihrem milden Licht; bei beiden die gleiche Wirkung auf den Gemütszustand: Friede und Ruhe.

[Vgl. Jonas, II, S. 22.]

Aufgaben zur Auswahl.

1. Das Gedicht nach Inhalt und Form.
2. Erklärung des Gedichtes.
3. Die künstlerischen Schönheiten des Gedichtes.
4. Die Beziehungen Goethes zu Charlotte von Stein. Nach dem Gedichte.
5. Das Naturempfinden Goethes. Nachgewiesen an dem Gedichte. (Vgl. Litzmann, S. 94.)
6. Die Beziehungen zwischen „Jägers Abendlied" und „An den Mond".
7. Inwiefern bilden die Gedichte „Jägers Abendlied", „An den Mond", „Der Fischer" und „Erlkönig" eine innere Einheit? (Litzmann, S. 94.)
8. Das Gedicht verglichen mit Klopstocks Ode „Sommernacht".
9. Wie unterscheidet sich Goethes Gedicht „An den Mond" seinem Inhalte nach von den beiden Elegien Klopstocks „Die frühen Gräber" und „Die Sommernacht"?
10. „Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Haß verschließt."

XI. Gesang der Geister über den Wassern.

(1779.)

1. Die Gliederung.

A.

Im Jahre 1779 war der Herzog Karl August durch ein leidenschaftliches Liebesverhältnis zu der Gräfin von Werthern auf Neunheiligen, einer Schwester des nachmaligen Ministers Freiherrn vom Stein, in peinliche Mißverhältnisse geraten, aus denen es die höchste Zeit war sich herauszureißen. Die sicherste Heilung erwartete sein umsichtiger Leiter und Dichterfreund von einer raschen Entführung in die Ferne, besonders von der Einwirkung der großartigen Alpennatur. Der Dichter nennt es eine „große Krisis" und fühlt sich durch die Hoffnung beglückt, „der Herzog werde auch auf diesen Felsen noch hinaufkommen". Am 12. September reisten der Herzog, Goethe und der Oberforstmeister von Wedel, des erstern vertrauter Jugendfreund, mit wenig beschwerendem Gepäck von Weimar ab. Über Kassel ging's nach Frankfurt — Besuch bei den Eltern des

Dichters —, dann weiter rheinaufwärts — überall die Denksteine seiner Jugenderinnerungen am Wege [Friederike in Sesenheim; Lili Schönemann, verheiratet in Straßburg; das Grab der Schwester Cornelia in Emmendingen] — und über Freiburg, Basel, Bern dem Berner Oberlande zu; am 9. Oktober fuhren sie von Thun aus über den See nach Unterseen und durchzogen in den nächsten vier Tagen bei schönem Wetter das Lauterbrunnen- und Haslital. Der Anblick des Staubbaches rief die schöne ursprünglich als Wechselgesang von zwei Geistern gedachte Ode „Gesang der Geister über den Wassern" hervor.

Einige Tage später wurde das Gedicht an Frau von Stein gesandt:

„Von dem Gesang der Geister habe ich noch wunderbare Strophen gehört, kann mich aber kaum beiliegender erinnern.

B.

Die Gliederung.

I. In zusammenhängender Darstellung.

AA. Das Gedicht vergleicht des Menschen Seele mit dem Wasser; das Vergleichungsprinzip ist das ewige Auf- und Niedersteigen beider, des im ewigen Kreislauf befindlichen Wassers und der von einem Leib über dem Wege zu und von Gott in den andern wandernden Seele.*) Die vom abgeschiedenen Körper losgelösten Seelen schweben frei im Weltenall umher — wie das Wasser in der Gestalt der Wolke — „über den Wassern" („in der Wüste" heißt es in der Abschrift der Frau von Stein vom 4. November 1779, nach dem ihr am 4. Oktober aus Thun zugesandten Original) — bis sie, von Gott gerufen und neuen Körpern zugewiesen, wieder vom Himmel herniedersteigen — gleich dem Wasserdampf, der von unten nach oben empordringt und sich nachher, zu Tau und Regen verdichtet, wieder zur Erde niedersenkt (Str. I).

BB. Die Ausführung (Str. II—V) gibt ein Bild des Lebens der Seele im menschlichen Körper, immer unter dem Gesichtswinkel der Metempsychose. — Die Erkenntnis der Gliederung vermittelt der Dichter schon rein äußerlich durch die Verteilung der einzelnen Strophen bezw. Verse unter die beiden „singenden Geister", wie sie in eben jener Abschrift der Frau von Stein vorliegt. Nachdem von der einleitenden Strophe V. 1—4 dem einen Geiste — M —, V. 5—7 dem andern — N — in den Mund

*) Die Seelenwanderung, an die der Dichter damals glaubte — vgl. aus dem Brief an Frau von Stein vom 2. März 1779: „Wenn ich wieder auf die Erde komme, will ich die Götter bitten, daß ich nur einmal liebe"; dazu das sonst völlig unverständliche „ewig" in V. 7 des Gedichtes —, hier ausscheiden zu wollen, heißt dem schönen Gedichte von vornherein den Schlüssel des Verständnisses nehmen.

gelegt sind, wird in der Ausführung der Zwiegesang in der Weise fortgeführt, daß Str. II ganz von M, Str. III ganz von N, von den Strophen IV und V aber nur je die erste Hälfte von M, je die zweite Hälfte von N gesungen werden. Die Schlußstrophe fügt sich gleichfalls, entsprechend Einleitung und Ausführung, derselben Gliederung: M = V. 1—2; N = V. 3—4) Es ergibt sich demnach folgendes Schema:

AA (Einleitung, Str. I).
M : V 1—4. N : V. 5—7.
BB (Ausführung, Str. II—V).
I. M : Str. II. N : Str. III.
II. M : Str. IV, 1—2. N : Str. IV, 3—5.
M : Str. V, 1—g. N : Vtr. V, 3—4.
CC (Schluß, Str. VI).
M : V. 1—2. N : V. —4.

Dieser rein äußerlichen Scheidung der Ausführung in zwei schon für das Auge erkennbare Hauptteile I und II (in I je eine ganze Strophe; in II zweimal je eine halbe Strophe) entspricht nun auch ihr innerer Gehalt: im ersten Hauptteil (Str. II—III) nur der Vergleich der Seele mit dem Wasser, im zweiten (Str. IV—V) noch ein neues Bild: das Leben der Seele im menschlichen Körper unter dem Einfluß des irdischen Schicksals, das, wie der Wind das Wasser bald leise, bald heftig bewegt, das Menschenleben bald friedlich umschmeichelt, bald qualvoll erschüttert.

Wer sind nun die Menschenseelen, die — im I. Teile — bloß mit dem Wasser verglichen werden, und die, deren Lebensbahnen — im II. Teile — außerdem noch unter dem bestimmten Einfluß der Schicksalsschläge stehen? Ausgehend von der Tatsache, daß das Leben der Frau sich überwiegend unter dem Schutze des Mannes und im Innern des Hauses abspielt — zu damaliger Zeit noch mehr als heute; vgl. Schillers „Lied von der Glocke" — der Mann dagegen „draußen" im Kampfe ums Dasein viel eher den Schicksalsfügungen ausgesetzt ist; daß die Tätigkeit der Frau sich in ihren engen Grenzen mehr oder weniger schematisch bewegt — als der Mutter und der Gattin — und höchstens durch Herzenskämpfe Hemmungen erfährt, daß anderseits die Lebensbahn des männlichen Geschlechts nach Anlage, Beruf, Stellung und äußern Einflüssen ein sehr verschiedenes Gepräge der einzelnen Geschlechtsvertreter zeigt: werden wir nicht fehl gehen, diese Scheidung nach dem Geschlecht zur Grundlage der Erklärung des innern Gehalts des Gedichtes anzunehmen. Wir sehen, wie in bewußter Parallele dem innerhin einseitigen Beruf der Frau (mag sie nun einem Stande oder einer Gesellschafts-

klasse angehören, welcher sie will), die Vielseitigkeit der Lebensaufgaben und -äußerungen des Mannes und ebenso den Hemmungen des weiblichen Gemütes die Einwirkungen des Schicksals auf die Lebenstätigkeit des Mannes entspricht; oder kürzer: den Herzenskämpfen stehen die Verstandeskämpfe, dem Überwiegen der einen Seite der Seelentätigkeit steht das der andern wirkungsvoll gegenüber: Strophe II entspricht Strophe IV, Strophe III der Strophe V.

I, 1. Der erste Unterteil (Str. II) führt das ebenmäßige, stille („leisrauschend"), von Liebe getragene („lieblich), mit dem Manne Freud' und Leid teilende („verschleiernd") Walten der züchtigen („reinen") Hausfrau und Mutter vor. Es liegt nahe, hierbei daran zu denken, daß dem Dichter die Gestalten der Mutter, Frau Aja, und der Schwester Cornelia vorgeschwebt haben, die ihm beide auf der Reise entgegengetreten waren, jene beseligt vom Mutterglück und diese zur ewigen Ruhe gebettet („zur Tiefe nieder").

2. Aber der Staubbach, der ungehindert von der hohen Felswand in schönem Bogen herabschießt, auf glatten Fels, im Falle lieblich zerstäubend, und leise zur Tiefe rauscht, zeigt ein anderes Aussehen, wenn er im Sturz gegen Klippen prallt und schäumend und stufenweise zum Abgrund eilt: hat die weibliche Seele in diesem Körper still, in sich froh und ohne große Aufregung suchend und strebend die Lebensbahn vollenden dürfen, so wird sie in einem zweiten Leibe mehr oder minder Hemmungen durchzukosten haben, gezeitigt durch Herzenskonflikte und -enttäuschungen (Charlotte von Stein, Friederike von Sesenheim, Fräulein von Laßberg, die erst nach und nach („stufenweise") die Ruhe und Gleichmäßigkeit wieder gewinnen lassen (Str. III).

II. Der zweite Hauptteil (Str. IV—V) führt in doppeltem Bilde die Lebensbahnen männlicher Seelen vor.

2. Zunächst eine Scheidung (Str. IV) von dem Gesichtspunkte der Stellung und Bedeutung inmitten der Gesamtheit der Menschheit aus infolge der natürlichen Veranlagung, der Abstammung u. dgl.

a. Dem Fluß im Wiesental, der in geregeltem Bette gleichmäßig dahinschleicht (V. 1—2), gleicht die Seele der „Kleinen" und „Guten", die mit Durchschnittsbegabung und -kräftemaß ihre Lebensbahn stetig, aber langsam („schleicht"), ohne auf die Höhe der menschlichen Gesellschaft steigen zu können, („im flachen Bette") im hergebrachten Gleise abwandeln: die Durchschnittspersönlichkeiten des alltäglichen Lebens. In Frankfurt hat Goethe 1771 wohlgesinnte Freunde früherer Jahre wiedergetroffen: Horn und Riese, die jetzt hier in bescheidenen Ämtern lebten; Kestner, Lottens Gatten, schildert der Dichter später selber in einem Briefe an ihn aus dem Jahre 1785 als „eine Art von Ideal eines durch Genügsamkeit und Ordnung Glücklichen", dessen „musterhaftes Leben mit Frau und Kindern" Goethe „ein fröhliches und beruhigendes Bild war". „Meine

entfernten Freunde und ihr Schicksal liegen nun vor mir wie ein Land, in dessen Gegenden man von einem hohen Berge oder im Vogelflug sieht", heißt es in einem andern Briefe, den der Dichter von der Schweizerreise, also zur Zeit der Entstehung des Gedichtes, an Charlotte schrieb. —

b. Flüsse gibt's viel mehr als Seen, „kleine und gute" Menschen mehr als „große", daher die Seele, wenn sie in diesen wohnt, mit dem See (V. 3—5) verglichen wird. „Glatt" läuft ja meist das Leben derer dahin, die auf der Höhe der Menschheit stehen, glatt insofern, als sich ihnen durch Geburt und Rang oder in anderer Beziehung: durch Veranlagung und geniale Geistes- und Verstandesfülle, die Erdenlaufbahn leichter gestaltet als dem Herdenvieh — um mit Nietzsche zu reden — unter ihnen. Goethe selbst und sein fürstlicher Freund sind die treffendsten Beispiele dieser Kategorie. Und wie in dem glatten See die Gestirne ihr Antlitz weiden, so weiden und freuen sich an diesen Bevorzugten der Menschheit zunächst ihre eigenen Angehörigen, der Vater, die Mutter, die Kinder, und dann im weitern alle, die jenen durch Freundschaft, Berufspflichten usw. nahestehen. Der alte Rat Goethe hatte eben noch in Frankfurt die Freude erlebt, seinen Sohn auf der höchsten Ehrenstufe angelangt zu sehen, die damals ein Bürgerlicher in Deutschland erreichen konnte: „es mag ihn mächtiglich ergötzt haben," schreibt Fräulein von Göchhausen, die spöttische Hofdame der Herzogin, „daß der Geh. Rat, sein Sohn, den Herzog (sic!) in Frankfurt sehen ließ."

Aber wie Wind und Sturm (Str. V) in der Berührung mit dem Wasser eine mächtige Rolle spielen, so ist auch das Schicksal, das dem Winde gleicht, von tiefeinschneidender Bedeutung für die Lebensarbeit des Mannes. Jedes Menschen Laufbahn, die des kleinen und des großen, erfährt von außen früher oder später gewisse Anstöße, und niemand ist so unempfindlich, daß er nicht eine Einwirkung des Schicksals mit einem Gegenstoß beantworte:

a. Die einen (V. 1—2) — mögen sie nun der großen Unter- oder der kleinen Oberschicht angehören — umspielt das Schicksal friedlich lächelnd und umschmeichelnd („lieblich") und fördert Lebensmut und Lebenslust und läßt sie mit freudigem Behagen ihre Stelle ausfüllen, — ähnlich dem leisen Hauch des linden Windes, wenn er als Gespiele der Welle, gleich dem Flügelschlage der rasch über das Wasser dahinfahrenden Möwe, das Wasser fächelt oder berührt.

b. Aber derselbe Wind (V. 3—4) fährt als Sturm mit gewaltiger Macht in das Wasser und rührt es bis in den Grund auf, so daß es wildwogend und schäumend emporstäubt. Das gleiche erfährt die Seele, wenn sie in einem Manne wohnt, den die Stürme des harten, erbarmungslosen Schicksals packen, den Not und Elend — äußerer oder innerer Art — erschüttern: in ihren Tiefen aufgewühlt, wird sie sich zwar bisweilen zu neuen erfolgreichen Entschlüssen durchkämpfen, öfters aber verzweifelt versinken. Ist die Lebensbahn des Dichters selbst das sprechendste Beispiel für die freund-

liche, belebende Macht des Schicksals, so kosteten anderseits den bittern Kelch des Leidens Männer wie Günther, Jerusalem, Bürger — und weiterhin Friedrich der Große, Napoleon u. a., sei es bloß vom Rande, sei es bis zur Neige aus, um entweder zu neuen, großen Taten aufgerüttelt zu werden oder ihre Seele nach qualvoll zuckendem Todeskampfe dem Körper entfliehen zu lassen.

CC. Hatte die Einleitung speziell nur dem Vergleich der Seele mit dem Wasser gegolten, so faßt der Schluß, auch den zweiten Teil berücksichtigend, noch einmal beide Bilder der Allegorie kurz zusammen, den Vergleich der Seele mit dem Wasser und den des Schicksals mit dem Winde (Str. VI).

II. In übersichtlicher Form.

AA. Einleitung. Vergleich der Seele mit dem Wasser und dessen Begründung aus Ursprung und Wesen der Seele (Str. I).

BB. Ausführung. Die verschiedenen Lebensbahnen der Seele unter dem Bilde der verschiedenen Erscheinungsformen des Wassers (Str. II—V).

I. Die Lebensbahnen der Seele des Weibes Str. II—III).

1. Die Seele des ebenmäßig still im Hause waltenden Weibes.

   Sie gleicht dem Gießbach, der ungehindert von der hohen Felswand in schönem Bogen herabschießt auf glatten Fels, im Falle lieblich zerstäubend, und leise zur Tiefe rauscht (Str. II).

2. Die Seele des in seiner innerhäuslichen Wirksamkeit gehemmten Weibes, das Herzenskämpfe und -enttäuschungen erfährt.

   Sie gleicht demselben Gießbach, wenn er gegen Klippen anprallt, also daß er sprungweise seinen Weg in die Tiefe nehmen muß (Str. III).

II. Die Lebensbahnen der Seele des Mannes (Str. IV—V).

1. Die unterschiedlich gestaltete Wirksamkeit des Mannes (Str. IV).

   a. Die erste Erscheinungsform: die Seele der Kleinen, der Durchschnittsmenschen (V. 1—2).

      Sie gleicht dem Flusse im Wiesental, der in geregeltem Bett gleichmäßig dahinschleicht.

   b. Die zweite Erscheinungsform: die Seele der Großen, der auf der Menschheit Höhen Stehenden (V. 3—5).

      Sie gleicht dem glatten See, in dessen Wasserspiegel die Gestirne ihr Antlitz weiden.

2. Die Schicksalseinflüsse (Str. V).
   a. Die Förderungen des lind und sanft kosenden und höchstens neckenden Schicksals (V. 1—2).
      Sie gleichen dem Winde, der die Welle — des Flusses wie des Sees — mit leichtem Kusse sanft bewegt.
   b. Die Hemmungen des die Seele bis in den Grund erschütternden Schicksalssturmes (V. 3—4).
      Sie gleichen dem Orkan, der mit gewaltiger Macht bis in die Tiefe des Wassers fährt und es wildwogend emporstäuben läßt, des Flusses nicht minder wie des Sees.

CC. Schluß. Zusammenfassung des Gesagten mit besonderer Beziehung auch auf das im II. Hauptteile vorgeführte Bild (Str. VI).

C.

Die Tatsache, daß der Dichter den verkehrten Glauben an die Metempsychose zur Grundlage des Gedichtes macht, tut der Schönheit seiner Schöpfung keinen Abbruch, ist vielmehr geeignet, sie noch zu erhöhen. Die Vorstellung, daß dieselbe Seele nach einer Lebensbahn voll Kummers und Herzeleids während einer zweiten nur vom Sonnenschein heiterer Lebensfreude bestrahlt wird, eine andre von lichtvoller Höhe bei ihrer Wiederkehr in Schatten und Niedrigkeit versinkt im „ewig wechselnden" Kreislauf — ist hochpoetisch und wird es stets bleiben.

[Vgl. AdD., S. 343; Biese, I, S. 143; Cholevius 3, S. 67; Fisch, S. 73; F. Hoffmann, II, S. 77, 82; Leimbach, S. 242; LL. 57, S. 42; Meyer, S. 307; Normann, I, S. 216; Straub, S. 9; Bauer in ZföG., 1894, S. 714.]

---

2. Dieselbe Aufgabe.*)

A.

Veranlassung zu der Ode: Aufenthalt in der Schweiz.

B.

Der Grundgedanke des Gedichtes ist: die Seele des Menschen gleicht dem Wasser. Welches sind die Teilgedanken?

AA. Einleitung. Die Seele gleicht dem Wasser ihrem Ursprung und ihrer Natur nach: sie stammt vom Himmel, und die Folge ihrer Bannung in den Körper und unter die Körpergewalt einerseits und ihrer Sehn-

*) Die in den folgenden Aufgaben gebrachten Gliederungen bzw. Erklärungen, die der Auffassung des Herausgebers nicht entsprechen, werden nur vergleichshalber angeführt.

sucht nach und ihrem zeitweiligen Aufschwung zu ihrem wahren Vaterlande anderseits ist ihr stetes Schweben zwischen dem Irdisch-Gemeinen und dem Göttlich-Erhabenen (Str. I).

BB. Ausführung. Die Seele in den Erscheinungswesen ihrer Tätigkeit gleicht den Erscheinungsformen des Wassers (Str. II—V).

I. Die Tätigkeit der Seele, frei von unberechenbarem Schicksal gedacht, gleicht dem Wasser, das nicht unter dem Einfluß des Windes steht (Str. II—IV).

1. Die suchende, strebende Seele kann dem Staubbach, aber auch dem tosenden Wasserfall gleichen (Str. II—III), nämlich:
   a. die still, in sich froh und ohne große Aufregung suchende und strebende Seele gleicht dem Staubbach (Str. II);
   b. die leidenschaftlich strebende gleicht dem schäumenden Wasserfall (Str. III).
2. Die findende und ruhende Seele (Str. IV):
   a. die findende Seele gleicht dem Bach (V. 1—2);
   b. die ruhende Seele gleicht dem See (V. 3—5).

II. Die Seele unter dem Einfluß des unberechenbaren Schicksals gleicht dem Wasser unter dem Einfluß des Windes (Str. V), nämlich:

1. als freundliche, belebende Macht ist das Schicksal dem leise die Wellen bewegenden Luftzuge gleich (V. 1—2);
2. als feindlich erregende Macht gleicht das Schicksal dem leise
2. als feindlich erregende Macht gleicht das Schicksal dem aufwühlenden Sturm (V. 3—4).

CC. Schluß. Zusammenfassung des Themas (Str. VI).

C.

Wie kein Wasser frei von Luftzug (Wind), so ist keine Seele außerhalb der Macht des Schicksals. Öfters macht dieses aus einem Staubbach auch auf Zeiten einen rauschenden Wasserfall. Am Ende aber wird aus jeder suchenden eine findende und ruhende Seele.

[Nach Leuchtenberger, II, S. 78; ebenso Heuwes, S. 69.]

---

3. Dieselbe Aufgabe.

A.

Zahlreich sind die Vergleiche bezüglich des Schicksals und der Seele des Menschen, Goethe vergleicht die Seele mit dem Wasser, das Schicksal mit dem Winde. Doch beschränkt er sich darauf, die Vorgänge in der Erscheinung des Wassers darzustellen; die Anwendung auf die Seele überläßt er dem Leser.

B.

Die Gliederung des Gedichtes.

AA. Einleitung. Einfaches Aussprechen der Tatsache der Ähnlichkeit (Str. I, 1—2).

BB. Ausführung. Vergleichung der Seele mit dem Wasser (Str. I, 3 bis Str. V.

I. Nach Ursprung und Ziel (Str. I, 3—7).

1. Wie das Wasser als Regen vom Himmel kommt und verdunstend zum Himmel wieder emporsteigt, so kommt die Seele aus Gott und kehrt nach ihrem Erdenleben zu Gott zurück (V. 3—4).
2. Der Dichter nimmt hier die Lehre von der Seelenwanderung (des Pythagoras) an, doch so, daß die Seele nicht auf die Erde von einem Leib in den andern übergeht, sondern nach dem Verlassen des einen Leibes erst zu Gott zurückkehrt, um dann von dort aus wieder in einen andern Leib überzugehen (V. 5—7).

II. Nach den Erscheinungsformen (Str. II—IV).

1. Drei Bilder des bewegten, fließenden Wassers, d. h. der wollenden Seele.*)
   a. Bewegung wie ein anmutiges, wechselndes Spiel = die fröhliche jugendliche Seele (Str. II).
   b. Bewegung wie mühsame, anhaltende Arbeit = die Seele des Mannes im Kampfe des Lebens (Str. III).
   c. Bewegung wie ein stetes, gemächliches Weiterstreben = die von gewaltsamer Anstrengung befreite Seele im Greisenalter (Str. IV), 1—2).**)
2. Ein Bild nicht mehr des fließenden, sondern des völlig ruhenden Wassers, also auch nicht mehr ein Bild der wollenden, sondern der still betrachtenden Seele (Str. IV, 3—5).

Jede Betrachtung kann aufgefaßt werden als ein Abspiegeln der Dinge in der Seele. Die Gestirne, die sich im See spiegeln, weisen hin auf die hohen und heiligen Dinge, von

*) „Staubbach = die Seele, welche schöne Anlagen ohne Anstoß und Hemmung mit spielender Leichtigkeit entwickeln darf zu einer in sich glücklichen und anmutigen Persönlichkeit; Gießbach = die Seele, die kraftvoll, aber auch widerspruchsvoll angelegt, sich in leidenschaftlichen Kämpfen mit gewaltsamer Anstrengung ruckweise zu einer starken, aber rauhen Persönlichkeit entfaltet; Fluß im Wiesental = die Seele, die, oberflächlich angelegt, mit mäßigen Kräften ausgestattet, sich auf vorgeschriebener Bahn ohne Eigenwillen stetig, aber langsam zur Durchschnittspersönlichkeit entwickelt. Bindseil, S. 65; sonst ähnlich wie Kern.

**) „Fast auf dasselbe kommt es hinaus, wenn man sich unter den verschiedenen Erscheinungen des Wassers die drei Temperamente vorstellt, das sanguinische, das cholerische, das phlegmatische." Kern.

denen die ruhige Seele erfüllt ist. Der „glatte See" ist der nicht auf das Praktische, sondern auf die Ideale der Wahrheit und der Schönheit gerichtete Sinn.

III. Nach ihrem Verhältnis zu äußern Gewalten (Str. V). Auch das nicht mehr fließende Wasser kann nicht immer unbewegt bleiben.

1. Leichte Winde kräuseln die Oberfläche („buhlen mit ihm") = die Seele, auch wenn es in ihr selber still geworden ist, wird durch das äußere Leben in freudige Bewegung gesetzt (V. 1—2).
2. Stürme regen es von Grund auf = die still betrachtende Seele wird schmerzlich erschüttert (V. 3—4).

CC. Lebendigere Behauptung (gleich der Einleitung) derselben Tatsache, indem zugleich das im III. Teil Dargestellte mit hineingezogen und die über der Seele herrschende Gewalt ausdrücklich als das Schicksal bezeichnet wird (Str. VI).

C.

Entweder: Eine Deutung des einzelnen ist in diesem Gedichte ebenso abzulehnen wie in dem ähnlichen „Mahomets Gelang". [Kern.]

Oder: Nach dem Sturm ist die Wasserfläche wieder glatt und spiegelklar: nicht so die Seele; lange bewahrt sie, oft unaustilgbar, die Spuren der Schicksalsstürme, die über sie dahingebraust sind. [Bindseil.]

[Nach Kern, S. 89; die drei Altersstufen auch bei Lorenz, S. 10.]

---

4. Wie hat man sich den angedeuteten Vergleich im einzelnen weiter ausgeführt zu denken?

A.

Die Möglichkeit verschiedener Erklärung des Gedichtes, da es Goethe dem denkenden Leser überläßt, selber die Parallele in Beziehung auf die menschliche Seele zu ziehen.

B.

Ausführung des Vergleiches.

B.

Ausführung des Vergleiches.

I. Der Dichter verweilt mit seinen Gedanken am Staubbach (Str. I, 3 bis Str. III).

1. Das stete Auf und Nieder der Wassermasse = der Kampf zwischen Gut und Böse, zwischen Geist und Körper (Str. I, 3—7).
2. Das herabströmende Wasser.
   a. Das ohne Schranke herabströmende Wasser = die vom Glück

begünstigte, sich schnell und ungehindert zu großen Leistungen entfaltende Seele. — Beispiel: Goethe.

b. Das im Sturz gehemmte Wasser = die auf unvorhergesehene Schwierigkeiten stoßende, aber beharrlich vorwärts dringende Seele. — Beispiel: Schiller.

II. Der Dichter schweift mit seinen Gedanken in die Ferne (Str. IV—V).

1. Der im engen Bett schleichende Bach = die Seele, die ruhig und gemessen einen nicht gerade eigenartigen Wunsch verfolgt und dessen Erfüllung auch erreicht (Str. IV, 1—2).
2. Der See (Str. IV, 3 bis Str. V).
   a. Der in vollkommener Ruhe daliegende See, in dessen Oberfläche sich die Sterne spiegeln = die Seele, die, über die Widerwärtigkeiten des irdischen Daseins erhaben, sich das Bewußtsein ihres göttlichen Ursprungs ungetrübt bewahrte (Str. IV, 3—5).
   b. Der bewegte See (Str. V).
      α. Der mild vom Windhauche bewegte See = die Seele des (Durchschnitts-) Menschen, bei dem der Kampf zwischen Geschick und Charakter einen harmlosen Verlauf nimmt (V. 1—2).
      β. Der sturmgepeitschte See = die Seele des Menschen, in dem ungeahnte Ereignisse, Not und Elend wie Glück und Reichtum, die zuvor im Banne befindlichen Leidenschaften entfesseln (V. 3—4).

C.

Der Dichter schließt, der Eingebung des Augenblickes gehorchend, einfach Bild an Bild, liefert aber nicht ein planmäßig gegliedertes Gesamtgemälde.

Ausarbeitung.

A. Als Goethe im Jahre 1779 auf seiner zweiten Reise durch die Schweiz in das Lauterbrunnental kam, besichtigte er den Staubbachfall. Der Anblick dieser eigenartigen Naturschönheit veranlaßte ihn zu der Ode: „Gesang der Geister über den Wassern." Ihre Anfangsworte:

„Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser"

sprechen sofort den Grundgedanken des Gedichtes aus. Doch begnügt sich der Verfasser damit, ihn derartig nur im allgemeinen anzudeuten. Denn in den folgenden Versen wird ausschließlich, noch dazu teilweise mit kurzer Fassung, vom Wasser gesprochen. Der denkende Leser soll selber die Parallele in Beziehung auf die menschliche Seele ziehen. Das muß natürlich im einzelnen zu sehr verschiedenen Ergebnissen

führen. Aber auch in der Auffassung des Ganzen weichen hervorragende Erklärer, wie z. B. Kannegießer, Kurz, Viehoff, Kern, weit voneinander ab. Darum ist es denn selbst heute noch eine offene Frage, wie man etwa den in Goethes Gedicht „Gesang der Geister über den Wassern" angedeuteten Vergleich im Sinne des Urhebers weiter ausführen soll.

B. Nach Abzug der beiden Eingangszeilen, die wir bereits als das Thema kennen lernten, und der vier Schlußverse, die, im Grunde genommen, auch nur die Hauptidee enthalten, zerfällt unser Gedicht offenbar in zwei Abschnitte.

I. I. In dem ersten Teil, der Vers 3—22 umfaßt, verweilt der Dichter mit seinen Gedanken am Staubbachfall, und zwar so, daß er ihn zunächst (V. 3—7) allgemein betrachtet.

Der Poet steht unten im Tal und blickt in die Höhe. Über die Kante des vor ihm liegenden Felsens springt eine bedeutende Wassermasse hinweg. Wie sie bis dahin gelangte, das ist von der Tiefe aus nicht zu ersehen. Da aber für den nach oben Schauenden den Hintergrund des Felsrandes der Himmel bildet, so sieht es bei phantasievoller Stimmung so aus, als ob unmittelbar aus ihm die Wogen hervorspringen. Daher denn die Worte in Vers 3:

„Vom Himmel kommt es."

Während aber die Fluten herabfallen, breiten sie sich aus und werden teilweise zu einem durchsichtigen Schleier. Kleine Bestandteile lösen sich davon ab und schweben eine Zeitlang wieder aufwärts, bis auch sie schließlich von neuem niedersinken. Darum sagt der Dichter (Vers 4—6):

„Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es."

Dieses Schauspiel wiederholt sich fort und fort. Man kann daher stundenlang vor dem Bergriesen weilen und das stete Auf und Nieder in dem Ganzen beobachten. Denn immer von neuem springt es dort oben über die Felskante hinweg, und die einzelnen Szenen in dem geschilderten Naturdrama sind, wie der Dichter sie nennt (Vers 7):

„Ewig wechselnd."

Es fragt sich nunmehr, inwiefern die erörterten Vorgänge mit der menschlichen Seele zu vergleichen seien.

Wie der Ursprung des den Staubbachfall bildenden Stoffes geheimnisvoll bleibt, so ist es auch mit dem bestellt, was unsern Körper belebt. Beides tritt von einem gewissen Punkte ab

plötzlich in die Erscheinung. Der denkende Mensch sucht dennoch für das Verhüllte nach einer Erklärung und findet sie droben im Himmel. Von ihm strömt das Wasser herab: von ihm entstammt die Seele.

Und wie an dem Felsen manche Flüssigkeit wieder, wennschon nur kurze Zeit hindurch, nach oben strebt, so bemüht sich desgleichen die Seele vergeblich, dorthin zurückzukommen, von wannen sie ausgegangen. Dem fallenden, aufwärts steigenden und schließlich doch niedersinkenden Tropfen entspricht der sittlich ringende Mensch. Ob auch durch die Erbsünde belastet, sehnt er sich nach dem Guten. Aber all sein Streben ist oft eitel. Meistens verfällt er zuletzt doch wieder dem Fluche des Sinnlichen, und sein Zug nach dem Idealen verliert sich leider zu häufig in dem, was uns alle bändigt, dem Gemeinen.

Dieser Kampf zwischen Gut und Böse, zwischen Geist und Körper bleibt keinem erspart. Ein jeglicher und darum auch die ganze Menschheit muß solchen Streit zwischen Sinnenlust und Seelenfrieden durchmachen. Und das ist gleichfalls „ewig wechselnd", weil eben fort und fort ein Menschengeschlecht das andre ablöst.

2. Von der allgemeinen Betrachtung der eigenartigen Sehenswürdigkeit wendet sich der Dichter den Einzelheiten zu und unterscheidet in den herabströmenden Massen zwei Gruppen.

a. Die Strahlen, die bei der Felskante am meisten nach vorn geschleudert werden, fallen im weitesten Bogen nieder und gelangen ohne jegliches Hindernis in die Tiefe. Sie sind derjenige Teil in dem seltsamen Sturze, der dem Ganzen seinen Namen gegeben hat. Darum spricht der Dichter von ihm verhältnismäßig am ausführlichsten. indem er sagt (V. 8—17):

„Strömt von der hohen,
Steilen Felswand
Der reine Strahl,
Dann stäubt er lieblich
In Wolkenwellen
Zum platten Fels,
Und leicht empfangen
Wallt er verschleiernd
Leis rauschend
Zur Tiefe nieder."

Als das Wichtigste daran, wie sich aus dem Gegensatze des Folgenden ergibt, ist dies anzusehen, daß dem herabströmenden Naß nicht eher eine Schranke entgegentritt, als bis es nach einem großartigen Fall unten im Tale aufschlägt.

Welche Menschenseele läßt sich damit vergleichen? Offenbar die, die sich schnell und ungehindert zu großen Leistungen entfalten kann. Und in der Tat kommt es zuweilen vor, daß ein Mensch in jeder Beziehung vom Glücke begünstigt wird, daß ihm auf seiner Laufbahn nirgends Schwierigkeiten bereitet werden, daß er darum schon frühzeitig zu einem bedeutenden Ziele gelangen darf. Ist nicht der Verfasser unsers Gedichtes selber dafür ein schlagendes Beispiel? Die äußern Verhältnisse sind ihm stets, namentlich auch von Jugend auf, hold gewesen; schon in jungen Jahren hat er Hervorragendes schaffen können. Was er überhaupt erreichte, ist somit nicht ganz sein eignes Verdienst. Manches verdankt er auch der Gunst des Geschickes.

b. Ein andrer Teil der niederstürzenden Feuchtigkeit wird nur in einem geringen Bogen vorwärts geschleudert. Darum stößt er sich sehr bald hier oder da an kleinern Vorsprüngen der Felswand und fließt dann eiligst im Zickzack am Gestein hernieder. Dieses Spiel der Fluten bietet desgleichen ein hübsches Schaustück dar. Goethe schildert es mit den Worten (V. 18—22):

„Ragen Klippen
Dem Sturz entgegen,
Schäumt er unmutig
Zum Abgrund."

Auch dies Gemälde läßt sich auf das Seelenleben übertragen. Manchem Menschen stellen sich allerlei unvorhergesehene Schwierigkeiten hindernd in den Weg. Wohl ärgert er sich darüber, daß ihn die Ungunst des Schicksals so lange Zeit aufhält. Er wird unmutig und gleicht dem schäumenden Element. Dennoch verliert er das Ziel nicht aus den Augen. Beharrlich dringt er mit Entschiedenheit vorwärts, und wenn auch nur stufenweise, gelangt er schließlich gleichfalls ans Ende. Ein treffliches Beispiel dieser Art liefert Schiller. Denn von der Freundlichkeit des Schicksals keineswegs getragen, hat er lange ringen und schrittweise sich emporarbeiten müssen. Allmählich ist es ihm gleichwohl gelungen, sich zu einer ähnlichen Höhe zu erheben, wie sie Goethe auf andre Weise erreichte.

II. Waren des Dichters Gedanken bisher am Staubbachfalle geblieben, so schweifen sie nunmehr mit einem zweiten Teil (V. 23—31) in die Ferne.

1. Die herabgekommenen Fluten vereinigen sich unten zu einem Bache, der sich in die weiße Lütschine ergießt. Diese trifft später mit der schwarzen Lütschine zusammen, und beide

fließen dann in Gemeinschaft weiter. Wie eine flüchtige Skizze nimmt es sich aus, wenn Goethe auf diese örtlichen Verhältnisse allein mit den Worten hinweist (V. 23—24):

„Im flachen Bettte
Schleicht er das Wiesental hin."

Von besonderem Werte sind darin als Gegensätze zu dem Voraufgegangenen die Wörter „Bett" und „schleicht". Denn in den vorigen Bildern war das Wasser bei seinem Laufe nicht durch bestimmende Schranken eingeengt, sondern ohne vorgeschriebenen Weg stürzte es sich jäh in das Tal hinunter. Jetzt aber treffen wir begrenzende Ufer an, und die Bewegung, die sich zwischen ihnen zeigt, ist gegen die frühere allerdings nur ein „Schleichen".

Diesem Naturbilde entspricht eine Seele, die ruhig und gemessen einen nicht gerade eigenartigen Wunsch verfolgt und dessen Erfüllung innerhalb einfacher Umstände auch erreicht. Einem Wiesenbach vergleichbar, von dem sich nichts Besonderes sagen läßt, ist sie eine ziemlich häufige Erscheinung. Das tägliche Leben bietet dafür eine Unmasse von Beispielen, während bei den früheren Fällen immer nur hervorragende Geister in Betracht kommen konnten.

2. Die beiden Lütschinen ergießen sich in den Brienzer See. Auch noch bis dahin verfolgt der Dichter im Geiste das davoneilende Wasser des Staubbachfalles und spricht von diesem letzten Ziele in den Versen 25—31. Es geschieht dies derartig, daß er uns zunächst den See vorführt, wie er in vollkommener Ruhe daliegt.

a. Eine weite Fläche breitet sich vor uns aus. Sie kann mit Recht ein Spiegel genannt werden. Denn sie ist nicht nur eben und glatt, sondern sie läßt auch Bilder erscheinen. Am Tage wirft sie die Strahlen der Sonne, während der Nacht den Schimmer des Mondes und der Sterne zurück. Bei diesem Anblick werden wir von einem heiligen Schauer ergriffen und überlassen uns träumerischen Gedanken. Das alles faßt der einfache Entwurf zusammen (V. 25—27):

„Und in dem glatten See
Weiden ihr Antlitz
Alle Gestirne."

Wie muß diejenige Seele beschaffen sein, die einer solchen Landschaft entsprechen soll? Ohne Zweifel doch derartig, daß sie, über die Widerwärtigkeiten des irdischen Daseins erhaben, sich das Bewußtsein ihres göttlichen Ursprungs ungetrübt bewahrte. Denn wo dies der Fall ist,

da erscheint sie auch als Ebenbild der Gottheit und flößt den Mitmenschen gebieterisch Ehrfurcht ein. Wir beugen uns in Demut vor derartig reinen Geschöpfen und fühlen uns in ihnen dem Unendlichen näher. Freilich trifft man sie im ganzen nur selten an, da sie nur auf den Höhen der Menschheit wandeln.

b. Von dem unbewegten geht Goethe zu dem bewegten See über und unterscheidet dabei zwei Grade der Erregung.

a. Ein leiser Hauch streicht über den Spiegel dahin, der natürlich dagegen nicht gleichgültig bleibt. Es entsteht vielmehr ein liebliches Spiel zwischen Wasser und Wind, und nun zeigt es sich, wie in dem vorhin so unbeweglich daliegenden Stoff doch ein gewisses Leben vorhanden ist, das nur geweckt zu werden braucht. Der Dichter deutet dies kurz mit den Worten (V. 28—29) an:

„Wind ist der Welle
Lieblicher Buhler."

Seelen entsprechender Art sind weit häufiger anzutreffen, als dies in der vorigen Zeichnung der Fall war. Denn jedes Menschen Laufbahn erfährt von außen früher oder später einen gewissen Anstoß,, und niemand ist so unempfindlich, daß er nicht eine Einwirkung des Schicksals mit einem Gegenstoße beantwortete. Bei den meisten, und es sind dies eben die sogenannten Durchschnittsmenschen, nimmt dieser wechselseitige Kampf zwischen Geschick und Charakter einen harmlosen Verlauf, und es kommt mit ihnen zu einem befriedigenden Abschluß.

β. Steigert sich indessen der Wind derartig, daß er zum Sturme ausartet, dann entsteht ein grausiger Aufruhr an der Oberfläche des Wassers, und der See wird bis in sein Innerstes hinein gewaltig erregt, so daß er vor Wut schäumt. Dabei kommt es dann nicht selten sogar zu entsetzlichen Unglücksfällen verschiedenster Art. Goethe sagt auch hier wieder ganz kurz (V. 30—31):

„Wind mischt von Grund aus
Schäumende Wogen."

Auch solche Vorgänge finden sich vielfach im Seelenleben. Ungeahnte Ereignisse aller Art rauben dem Menschen die Ruhe und reißen ihn im Kampfe ums Dasein fort. Not und Elend pochen ebenso wie Glück und Reichtum an das menschliche Herz und versetzen es in Wallung. Dann brechen gleich stürmenden Wogen

die zuvor im Banne befindlichen Leidenschaften los, und es entsteht ein grauenerregender Kampf. In den meisten Fällen wird an seinem Ende offenbar, daß es irgendwo zu einem furchtbaren Unheil gekommen ist.

C. So haben wir denn gesehen, daß Goethe in seinem „Gesang der Geister über den Wassern" verschiedene Vorgänge aus dem Leben der menschlichen Seele mittelbar behandelt. Teilweise sind diese sogar einander geradezu entgegengesetzt. Keineswegs aber hat der Dichter in ihrer ganzen Reihenfolge eine bestimmte Lehre beobachtet. Wie ein Wanderer ganz der Eingebung des Augenblicks gehorchend, schließt er einfach Bild an Bild, liefert aber nicht ein planmäßig gegliedertes Gesamtgemälde. Darum ist es falsch, irgendeinen bestimmten Grundsatz bei der Erklärung unsers Gedichts von vornherein festzulegen und dann alles einzelne demgemäß mit größerer oder geringerer Gewalt passend zu machen. Weder die Gemütsarten noch die Lebensalter lassen sich zwanglos in unserm Falle verwerten. Ebenso muß man sich bei der Auslegung unsrer Ode davor hüten, einzelnen Stellen Anschauungen unterzuschieben, für die sich nur bei oberflächlicher Betrachtung ein Anhaltspunkt darbietet. So hat man z. B. sehr mit Unrecht behauptet, Goethe spiele in der ersten Strophe auf die Seelenwanderung an. Eine vorurteilsfreie und die gegebenen Verhältnisse berücksichtigende Auffassung wird vielmehr ebensosehr in dieser Frage wie hinsichtlich des Ganzen mit dem übereinstimmen, was wir in unsern Ausführungen gegeben haben.

[Fisch, S. 88.]

---

5. „Seele des Menschen,
Wie gleichst du dem Wasser;
Schicksal des Menschen,
Wie gleichst du dem Wind!"

A.

Zahlreich sind die Vergleiche bezüglich des Schicksals und der Seele des Menschen; Goethe vergleicht die Seele mit dem Wasser, das Schicksal mit dem Winde.

B.

Vergleich.

I. Seele des Menschen, wie gleichst du dem Wasser!

1. Bezüglich des Wechsels im Dasein.

a. Das Wasser des Regens kommt aus der Höhe, es fällt auf die Erde, verdunstet wieder und steigt empor, um immer von neuem zur Erde zurückzukehren.

Die Seele kommt von Gott, verbindet sich mit dem Körper, schwingt sich im Gebete, in der Dichtkunst, in der Musik usw. himmelan, um doch wieder durch die Bande des Körpers niedergezogen zu werden.

b. Das Wasser des Stromes entquillt geheimnisvoller Berghöhe, dann wächst es, um entweder in stiller Majestät oder in wildem Toben dahin zu fließen.

Die Seele ist geheimnisvoll bezüglich ihres Ursprunges, entwickelt sich, zeigt ein stilles, glückbringendes, zuweilen ein von Leidenschaften durchstürmtes Dasein.

2. Bezüglich des Inhaltes.

Das Wasser des Meeres ist unergründlich tief und birgt die schönsten Schätze, aber auch die schrecklichsten Ungeheuer.

Die Seele ist unergründlich, sie gleicht dem Meere; sie birgt zahllose Schätze (zarte Gefühle, edle Gesinnungen, erhabene Ideen usw.), aber auch manches Unheilvolle (Erregung, Unruhe, Leidenschaft).

II. Schicksal des Menschen, wie gleichst du dem Wind!

1. Der Wind weht zuweilen linde, fördernd, nutzbringend.
Das Schicksal schafft vielen Menschen ein Leben des Friedens, des Nutzens, des Genusses.

2. Der Wind, zum Sturm gesteigert, wird schädlich, verderblich.
Das Schicksal mancher Menschen ist wild bewegt durch aufregende Kämpfe, Leidenschaften usw.

C.

Mahnung, die Ausbildung der Seele so zu gestalten, daß ihre Eigentümlichkeiten den guten Eigenschaften des Wassers gleichen; dann werden auch die Schicksale den guten Eigentümlichkeiten des Windes gleichen.
[Schrammen, II, S. 448.]

---

6. Des Menschen Seele Gleicht dem Wasser.

A.

Daß das menschliche Herz dem Meere vergleichbar ist, haben verschiedene Dichter ausgesprochen:

„Mein Herz gleicht ganz dem Meere:
Hat Sturm und Ebb' und Flut,
Und manche schöne Perle
In seiner Tiefe ruht."

— Heine, „Die Heimkehr" VIII, 6. —

In dem Gedichte „Das Menschenherz" von Schmidt von Lübeck wird das Herz verschiedentlich verglichen; die ersten Strophen sagen:

„Im unermess'nen Weltsysteme,
Die schönste Perle der Natur,
In ihrem Sternendiademe
Der reichste Demant in der Schnur,
Das höchste Wunder unter allen,
Das Meisterwerk in Raum und Zeit,
Das ist das Herz in seinem Wallen,
Das Herz in seiner Trunkenheit!"

Weiter sagt das Gedicht:

„Das Herz ist größer als die Welt".

Goethe dagegen im „Faust" nennt das Herz den „Mikrokosmos": vgl. dazu:

„Des Menschen Taten und Gedanken — wißt! —
Sind nicht, wie Meeres blindbewegte Wellen,
Die innere Welt, sein Mikrokosmos, ist
Der tiefe Schatz, aus dem sie ewig quellen."
— Schiller, „Wallensteins Tod" II, 3, 953 ff. —

Endlich wird in dem genannten Gedicht „das Herz stärker als der Tod" charakterisiert und zugleich gesagt:

„Der seligste von allen Himmeln
Das ist der Himmel in der Brust!
Was bleibt das Paradies hienieden?
Es ist das Herz in seiner Ruh!"

B.

Herz und Meer sind sehr verschieden, und doch haben sie manchen Vergleichungspunkt.

I. In der äußeren Erscheinung.
1. Ebbe, Ruhe, Friede des Herzens; klar, rein, Windstille.
2. Flut, Sturm, Bewegung, Erregung, Leidenschaft, tiefbewegt, unergründlich.

II. In Beziehung auf das Innere (die Objekte).
1. Köstliche Perlen des Meeres, Schätze der Schiffbrüchigen; edle Gesinnungen, zarte Gefühle, erhabene Gedanken.
2. Furchtbare, schreckliche Ungeheuer des Meeres; entsetzliche Pläne, ruchlose Entschlüsse usw.

„Denn aus dem Herzen kommen arge Gedanken."
— Matth. 15, 19. —

„Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn."
— Schiller, „Das Lied von der Glocke".—

C.

Was geht doch alles vor in den Tausenden von Herzen, die in einer Stadt, auf einem Flecken schlagen: Wonne und Schmerz, Jubel und Verzweiflung, himmlischer Friede und irdische Leidenschaft, Erhabenes und Gemeines, Göttliches und Teuflisches! Das Herz des Menschen faßt so viel und ist doch auch oft so voll von einer Kleinigkeit!

„Ein Rätsel ist des Menschen Herz,
In ihm ist Seligkeit und Schmerz;
Heut' ist's nicht, wie es gestern war,
Und ewig bleibt es wandelbar."
— Neuffer, „Die Verwandlung". —

[Heinze-Teetz, III, S. 33; vgl. Haselmeyer, Afb., S. 76; F. Hoffmann, II, S. 77.]

Aufgaben zur Auswahl.

1. Erklärung des Gedichtes nach Inhalt und Form.
2. Die Konzeption des Gedichtes. (Naturanschauung, Gleichnis, Reflexion.)
3. Weshalb mag sich Goethe darauf beschränkt haben, die Vorgänge in der Erscheinung des Wassers darzustellen, die Anwendung auf die Seele aber dem Leser zu überlassen?
4. Vergleichung der verschiedenen Erklärungen des Gedichtes.
5. „Schicksal des Menschen,
   Wie gleichst du dem Wind!" [*F. Hoffmann, II, S. 82.]
6. „Des Menschen Seele gleicht dem Wasser,
   Das Herz des Menschen gleicht dem Meere."
   [Mit Beziehung auf Heines Worte:
   „Mein Herz gleicht ganz dem Meere,
   Hat Ebb' und Sturm und Flut,
   Und manche schöne Perle
   In seiner Tiefe ruht."]
7. Vergleichung des Gedichtes mit „Mahomets Gesang" und Stolbergs „Felsenstrom".

Verlagsbuchhandlung: **Ed. Wartig (E. Hoppe), Leipzig-R., Charlottenstr. 25.**

Chemisches Vademecum

Hilfsmittel zur Vorbereitung auf chemische Teilexamina (Absolutorien, Tentamen phys. usw.).

Anorganische und organische Chemie

von Prof. Dr. **Th. Bokorny.**

In Tabellenform. Preis 1.50 Mark.

. . . . Das Büchlein kommt durch seine knappe tabellarische Zusammenstellung der Haupttatsachen als eine gute Gedächtnishilfe in Betracht.
(Zeitschrift für Hochschulpädagogik, VII. Jahrg. Heft 4).

. . . . Im Sinn von Rekapitulation und Übersicht bietet das Büchlein Genügendes und Wertvolles. Für den Repetenten erspart es viel Zeit und erleichtert ihm die Repetition wesentlich. Eine wertvolle Neuerung praktischer Art! (Pädagogische Blätter).

Viele weitere Anerkennungen liegen vor!

Traumüller, Friedr., Leitfaden der Chemie und Mineralogie für den Unterricht an Gymnasien.

Mit 67 Abb. im Text. Vierte Auflage, besorgt von Dr. H. Lück Mk. 2.—

Bokorny, Th., Lehrbuch der Botanik für Realschulen u. Oberrealschulen

im Hinblick auf ministerielle Vorschriften bearbeitet. a. Mit 181 Abbildungen und farbigen Tafeln Mk. 2.50,
b. Für höhere Schulen mit „ „ „ 2.50.

Dr. Albert Fischer, Das alte Gymnasium und die neue Zeit.

Gedanken über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft unseres höheren Schulwesens. 431 Seiten. Mk. 3.—

Adolf Heinze's

Prakt. Anleitung zum Disponieren deutscher Aufsätze.

8. bezw. 9., vermehrte und verbesserte Auflage.

I. Bändchen: 125 Dispositionen über Stoffe aus der **Geschichte, Ästhetik, Philosophie und den Klassikern der Griechen und Römer.** Preis M. 2.50

II. Bändchen: 125 Dispositionen über Stoffe aus den **deutschen Schriftstellern, über Sprichwörter, Sprüche, geflügelte Worte, Synonyma.** Neunte Auflage. Preis 2.50.

III. Bändchen: 125 Dispositionen über **Aussprüche und Sinnsprüche deutscher Denker und Schriftsteller.** Preis M. 2.50.

IV. Bändchen: 125 Dispositionen über Stoffe aus dem **Gebiete der Erdkunde, dem Natur- und Menschenleben.** Preis M. 2.50.

V. Bändchen: **Anleitung zum Disponieren und die Register zu allen Bändchen.** Preis M. 1.50

Über die älteste Sammlung meines Verlages, für deren Güte und Beliebtheit die Zahl der Auflagen spricht, braucht kein Wort des Lobes gesagt zu werden.

Homer, Ilias. 2. Aufl. . H. 18.
Odyssee. 3. Aufl. ..... H. 19.
Horaz, Gedichte. 2. Aufl. H. 20.
Kleist, Hermannsschlacht. 5. Aufl. ..... H. 13.
Prinz Friedrich von Homburg. 5. Aufl. .. H. 13.
Klopstock Gedichte. 2.Aufl. T. 9.
Körner, Gedichte ..... T. 11/2.
Zriny. 4. Aufl. ..... H. 13.
Lessing, Emilia Galotti. 5. Aufl. ..... H. 12.
Hamburg. Dramaturgie 1. Teil P. 4.
" " 2. Teil P. 5.
Laokoon. 1. Heft. 2. Aufl. P. 1/1.
" 2. Heft. 2. Aufl. P. 1/2.
Minna v. Barnhelm 8.Aufl.H. 7.
Nathan der Weise. 4.Aufl. H. 27.
Philotas. 5. Aufl. ..... H. 12.
Kleine Schriften ..... P. 6.
Nibelungenlied ..... H. 30.
Rückert, Gedichte ..... T. 11/4.
Scheffel, Romane. 3. Aufl. H. 9.
Schenkendorf, Gedichte. T. 11/3.
Schiller, Die Braut von Messina. 6. Aufl. .... H. 8.
Abfall der Niederlande P. 2.
Demetrius. 4. Aufl. .... H. 33.
Don Karlos. 4. Aufl. .. H. 32.
Dreißigjähriger Krieg .. P. 2.
Fiesko. 4. Aufl. ..... H. 16.
Gedichte: 2. bezw. 3. Aufl.
Abschied vom Leser ... T. 12/2.
Alpenjäger ..... T. 2/3.
Bild zu Sais, das verschleierte ..... T. 12/2.
Bürgschaft ..... T. 2/2.
Eleusische Fest ..... T. 12/1.
" " ..... T. 12/3.
Erwartung u. Erfüllung T. 12/3.
Freude, an die ..... T. 12/3.
Führer des Lebens ... T. 12/2.
Gang n. d. Eisenhammer T. 1/2.
Genius, der ..... T. 12/2.
Genius, deutscher .... T. 12/3.
Glück, das ..... T. 12/3.
An Goethe ..... T. 12/3.
Götter Griechenlands T. 12/2.
Graf von Habsburg . T. 2/3.
Handschuh ..... T. 1/1.
Hektors Abschied ..... T. 12/2.
Hero und Leander ... T. 2/2.
Höchste, das ..... T. 12/2.
Hoffnung ..... T. 12/3.
Ideal u. d. Leben ..... T. 12/1.
" " " " ..... T. 12/2.
Schiller, Ideale, die ..... T. 12/2.
Johanniter ..... T. 12/2.
Kampf m. dem Drachen T. 2/1.
Kassandra ..... T. 12/3.
Kaufmann, der ..... T. 12/2.
Klage der Ceres ..... T. 12/3.
Kleinigkeiten ..... T. 12/3.
Kolumbus ..... T. 12/2.
Kraniche des Ibykus . T. 1/2.
Künstler, die ..... T. 12/1.
" " ..... T. 12/3.
Licht und Wärme .... T. 12/3.
Lied v. d. Glocke. 5. Aufl. T. 3.
" " " " Beiheft: Übersichtlicher Text des Liedes v. der Glocke mit nebenstehender eingehender Gliederung und einer bildlichen Veranschaulichung des Glockengusses. 4. (Doppel-)Au.
Macht des Gesanges . T. 12/2.
Mädchen aus der Fremde T. 12/3
Parabeln und Rätsel . T. 12/3.
Pegasus im Joche ... T. 12/2.
Resignation ..... T. 12/2.
Ring des Polykrates ... T. 1/2.
Ritter Toggenburg ... T. 1/1.
Gemeinsame Schicksale T. 12/3.
Sehnsucht ..... T. 12/3.
Siegesfest ..... T. 12/3.
Spaziergang ..... T. 12/1.
" ..... T. 12/2.
Sprüche des Confusius T. 12/3.
Studierbetrieb, falscher T. 12/3.
Tanz, der ..... T. 12/2.
Taucher ..... T. 1/1.
Teilung der Erde .... T. 12/2.
Thekla, eine Geisterstimme T. 12/3.
Thekla, e. Geisterstimme T. 12/3.
Treue, Deutsche ..... T. 12/3.
Triebfedern ..... T. 2/3.
Unsterblichkeit ..... T. 12/2.
Votivtafeln ..... T. 12/3.
Weltalter, die vier..... T. 12/3.
Weltweisen ..... T. 12/2.
Wissenschaft ..... T. 12/3.
Worte des Glaubens .. T. 12/3.
Worte des Wahns .... T. 12/3.
Würde der Frauen ... T. 12/2.
Jugenddramen. 4. Aufl. H. 16.
Jungfrau von Orleans 10. Aufl. ..... H. 2.
Kabale und Liebe. 4.Aufl. H. 16.
Maria Stuart. 6. Aufl. H. 10.
Prosa ..... P. 2.
Räuber. 4. Aufl. ..... H. 16.
Wallenstein. 10. Aufl. .. H. 3.
Wilhelm Tell. 9. Aufl. .. H. 1.

Shakespeare, Coriolan.
4. Aufl. ..... H. 14.
Hamlet. 2. Aufl. ..... H. 15.
Julius Cäsar. 4. Aufl. . H. 14.
Kaufmann von Venedig. H. 22.
König Lear. 2. Aufl. ... H. 22.
Macbeth. 2. Aufl. .... H. 15.
Sophokles, Ajax—Antigone—Philoktet. 2. Aufl. H. 24.
Uhland, Gedichte. 2. Aufl.
Bertran de Born ..... T. 4/1.
Bidassoabrücke ..... T. 4/1.
Bildfläche des Bachus .. T. 4/1.
Blinde König ..... T. 5.
Einkehr ..... T. 6.
Glück von Edenhall ..... T. 4/1.
Graf Eberhard d. Rauschebart T. 4/2.
Graf Richard Ohnefurcht T.g 5.
Junker Rechberger ..... T. 5.
Kaiserwahl ..... T. 5.
Kamerad, gute ..... T. 6.
Kapelle ..... T. 6.
Uhland, Klein-Roland .... T. 5.
Knaben Berglied ..... T. 6.
König Karls Meerfahrt . T. 5.
Königssohn ..... T. 6.
Lied eines Armen ..... T. 6.
Normännischer Brauch . T. 5.
Rache ..... T. 6.
Roland Schildträger ... T. 5.
Sängers Fluch ..... T. 4/2.
Schäfers Sonntagslied .. T. 6.
Schenk von Limburg ... T. 5.
Schloß am Meere ..... T. 5.
Schwäbische Kunde .... T. 5.
Schwert, das ..... T. 6.
Siegfried's Schwert ... T. 6.
Taillefer ..... T. 5.
Tell's Tod ..... T. 4/1.
Vers acrum ..... T. 4/1.
Hirsch, Der weiße ..... T. 6.
Herzog Ernst von Schwaben.
3. Aufl. ..... H. 23.
Ludwig der Bayer. 3. Aufl. H. 29.

Einzelpreisangaben:

Band	H	1	Mark 2.50	Band	H	12	Mark 2.50	Band	H	23	Mark 2.50
„	H	2	„ 2.50	„	H	13	„ 2.—	„	H	24	„ 2.50
„	H	3	„ 2.50	„	H	14	„ 2.—	„	H	25	„ 2.—
„	H	4	„ 2.—	„	H	15	„ 2.—	„	H	26	„ 2.—
„	H	5	„ 2.—	„	H	16	„ 2.—	„	H	27	„ 2.—
„	H	6	„ 2.—	„	H	17	„ 2.—	„	H	28	„ 2.—
„	H	7	„ 2.50	„	H	18	„ 2.—	„	H	29	„ 2.50
„	H	8	„ 2.50	„	H	19	„ 2.—	„	H	30	„ 2.—
„	H	9	„ 2.50	„	H	20	„ 2.—	„	H	31	„ 2.—
„	H	10	„ 2.50	„	H	21	„ 2.—	„	H	32	„ 2.—
„	H	11	„ 2.—	„	H	22	„ 2.—				

Band	T	1 I—II	Mark 2.—	Band	T	6 Mark 2.50
„	T	2 I	„ 2.—	„	T	7 „ 2.50
„	T	2 II	„ 2.—	„	T	8 „ 2.50
„	T	2 III	„ 2.—	„	T	9 „ 2.50
„	T	3	„ 2.50	„	T	10 I—II „ 2.—
	Beiheft		„ 0.80	„	T	11 I—IV „ 2.—
„	T	4 I—II	„ 2.—	„	T	12 I—III „ 2.50
„	T	5	„ 2.50	„	P	1—6 je „ 2.—

In Vorbereitung: Aufgaben aus alt- und mitteldeutschen Dichtungen. H. 31.

Adolf Heinzes Praktische Anleitung zum Disponieren deutscher Aufsätze. 8. bezw. 9. Aufl.

I. Bändchen: 125 Dispositionen über Stoffe aus der **Geschichte, Ästhetik, Philosophie und den Klassikern der Griechen und Römer.**
II. Bändchen: 125 Dispositionen über Stoffe aus den **deutschen Schriftstellern, über Sprichwörter, Sprüche, geflügelte Worte, Synonyma.** 9. Aufl.
III. Bändchen: 125 Dispositionen über **Aussprüche und Sinnsprüche deutscher Denker und Schriftsteller.** 9. Aufl.
IV. Bändchen: 125 Dispositionen über Stoffe aus dem **Gebiete der Erdkunde, dem Natur- und Menschenleben.** 8. Aufl.
V. Bändchen: **Anleitung zum Disponieren u. die Register zu allen Bändchen.**

I.—IV. Bändchen Preis je M. 2.50. V. Bändchen M. 1.50.

Verlag von Ed. Wartig (E. Hoppe) Leipzig-R.

BOUND BY
HNM

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
833 G55DT229192 C001 v.1
Aufgaben aus Goethes Gedankenlyrik.
3 0112 089000431